

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Gündt sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Bäcker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Vergleite unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unternehmisse derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Ihr sucht Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten; er ist auferstanden, und ist nicht hier.

Die Tage der Auferstehung sind gekommen. Baum und Strauch streifen zartgrüne Feilgewänder über die winterfarren Glieder, die kleinen Keime drinnen im mitterlichen Schoße haben ihre Hülsen gesprengt, haben sich zum Licht durchgearbeitet und gucken neugierig in die Welt. Der sterbensmilde Winter raft sich dann und wann noch einmal zusammen und schleudert großenteils einige „Streifen kühnen Eises“ auf die Felder. Aber das ist ohnmächtiger Grimm, seine Zeit ist dahin und seine Macht gebrochen. Im Menschen regt sich ein Ahnen von zukünftiger Herrlichkeit, ein Sehnen nach Befreiung von schweren Banden, ein Hunger nach Licht und Wahrheit.

Am Charfreitag starb die fleischgewordene Liebe auf Golgatha. Aber ihre Niederlage und ihr Tod waren nur scheinbar. Am Ostermorgen tritt der wiedererstandene Erlöser in unvergänglicher Macht aus den Stätten der Verwesung, hebt die Liebe ihr gebeugtes Haupt zur ewigen Sonne und jubelt: „Hölle, wo ist dein Sieg, Tod, wo ist dein Stachel?“

Nach unabänderlichen Gesetzen muß die Finsternis dem Morgen weichen; wie in der Natur alle Fesseln vor der siegenden Gewalt des jungen Frühlings zerbrechen, so überwindet die göttliche Lehre von der alles verlebenden und alles vergehenden Menschenliebe, die uns aus Nazareth kam, die Dämonen des Egoismus und die Festungen des Hasses. Liebe zu allem, was Menschenantlitz trägt, predigte der Heiland, der gekannt war, ein Licht zu bringen in die Finsternis und ein Wegzeichen aufzubauen, das die irrende Menschheit auf den rechten Pfad wies — den Pfad zur gegenseitigen Duldung, zur Gerechtigkeit und zum reinen Wandel, der zur Vollendung und zu den Wohnungen des himmlischen Vaters führt. Nicht in dem Erwerb irdischer Güter, nicht in der blinden Vergötterung der Dinge, die von den Werten gegessen werden können, an denen der Kost nagt und die uns in der letzten Stunde verlassen, liegt unser Ziel. Gewiß sollen wir eifrig unser Tagewerk tun, jeder an seinem Teile, gewiß sollen wir nicht träge die Hände in den Schoß legen und uns mit dem Fatalismus des Mißgünstigen auf die Hüfte von draußen verlassen. Arbeit ist des Menschen Bier und gibt ihm den Halt, an dem er sich in bitteren Stunden aufrichten kann und soll. „Denn ein jeglicher Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut in aller seiner Arbeit, das ist eine Gabe Gottes“, sagt die Schrift. Doch eines darf nicht vergessen werden bei dem harten Kampf um die leibliche Existenz. Das ist der Gedanke an die seelische Vervollkommenheit, an die Heiligung des innersten Empfindens. Und dieses Empfinden muß uns hinausheben aus der dumpfen Atmosphäre des Alltags, soll uns ein sicherer und untrüglicher Magnet sein an das Wort aus dem Hohelied Salomos: „Liebe ist stark wie der Tod!“ Die Liebe zum Nächsten läßt uns erst in ein höheres Menschen-tum hineinwachsen, läßt uns den richtigen Maßstab gewinnen für all unser Tun und Handeln, gibt uns in den Tagen der Traurigkeit Trost und Hoffnung und lehrt uns das köstlichste Glück auf Erden genießen — dem Andern wohl zu tun. Das alles ruft das Osterfest mit starker Eindringlichkeit uns zu, und deshalb tun wir recht daran uns zu freuen an diesem Tage, der uns geistige Erleuchtung bringt und leibliche Erquickung nach der finsternen Herrschaft des Winters. So wird uns das Osterfest zur Siegesfeier und fröhlich dürfen wir jubeln: „Erfülle laut, Triumphgesang, der Heiland ist erstanden!“

H. G.

Das Auge der Nacht.

Eine Erzählung aus Transvaal von Bertram Mitford.

Fortsetzung.

Es lag wie ein Hauch von Zärtlichkeit in ihrer Stimme, — und sie hatte eine außerordentlich biegsame, melodische Stimme, als sie diese Worte sprach. Sie beugte sich dann wieder über ihre Arbeit und Fanning konnte so recht die leuchtende Fülle ihres goldschimmernden, baaren, das wie eine Krone auf ihrem Haupte lag, bewundern. Er hatte sich behaglich in den Sessel zurückgelehnt und beobachtete die graziosen Bewegungen ihrer schlanken Finger, wenn sie die Nadel durch den Stoff zog. Jedem anderen wäre bei solch einem traulichen tete-a-tete mit einem so holden Wesen, das so viel zarte Fürsorge inerte, warm ums Herz geworden, aber der Umstand, daß Fanning Marian mehr wie eine Schwester betrachtete, verhinderte das Aufkommen leidenschaftlicher Gefühle von seiner Seite.

„Nun, heute bin ich doch ein rechter Müßiggänger in Eurer Gesellschaft“, bemerkte er nach einer Weile, „also habt Ihr keinen Grund zum Schelten. — Und wirklich, es ist ein wahres Paradies für mich.“

„Was? Meine Gesellschaft?“ fragte sie neugierig.

„Die selbstverständlich!“ lachte er. „Nein, ich meine, all das, was mich umgibt. So der Ruhe zu pflegen,

Ostern!

Aus hohen Lüften schallt ein Klingen,
Ein Mahnruf durch die Frühlingsnacht
Und will der Welt die Kunde bringen:
„Ihr armen Herzen, auf, erwacht!“

Nun regt sich überall das Blühen,
In bläue Augen zuckt ein Licht.
Die fernen Felsenhäupter glähen,
Und tröstend neue Hoffnung spricht.

Die ganze Welt durchfliegt ein Ahnen
Von Menschenliebe, Friedensmacht,
Von ungeahnten reinen Bahnen:
„Ihr armen Herzen, auf, erwacht!“

Von Sonnenaufgang rauschen Flügel,
Es weicht die Nacht, der grimme Tod.
Helleuchtend über Tal und Hügel
Flammt auf der Liebe Morgenrot!

Wie sieht's aus in der Welt?

In Algieras ist man glücklich zum Ende der Verhandlungen gekommen. Die Konferenz und ihre Ergebnisse haben den Diplomaten viele Arbeit und Mühe gemacht, nicht nur denen, die in der kleinen, ungemütlichen spanischen Hafenstadt seit Monaten um den grünen Tisch saßen, sondern auch denen, die in den auswärtigen Ämtern der beteiligten Mächte die leitenden Fäden in der Hand hielten und darauf bedacht sein mußten, daß sie ihnen nicht entglitten. Nicht zuletzt in Berlin hat man die Strapazen dieses diplomatischen Feldzuges gefühlt, und wenn die Gesundheit des Reichskanzlers Fürsten Bismarck durch einen Influenza-Anfall erschüttert worden ist, und er nach einer Rede über die Konferenz im Reichstage am vorigen Donnerstag ohnmächtig zusammenbrach und hinausgetragen werden mußte, so mögen auch die marokkanischen Handelsherrn Anteil daran gehabt haben. Die eiserne Natur, die der erste Reichskanzler Fürst Bismarck besaß, hat er seinem Nachfolger leider nicht als Erbe hinterlassen.

In Deutschland hat man das Ergebnis der Ma-

rokko-Konferenz vor allem deswegen mit Genugung aufgenommen, weil es überhaupt zu einer Einigung gekommen und damit alle Befürchtungen, Marokko könne der Anlaß eines Krieges werden, beseitigt worden sind. Das scheinbar Reich ist uns zu keiner Zeit die berühmten Knochen eines pommerischen Grenadiers wert gewesen, und am wenigsten, um uns deswegen mit Frankreich von neuem zu brouillieren, mit dem wir genau so in Frieden zu leben wünschen wie mit England. Dieser Gesichtspunkt ist auch bei der Besprechung der Marokko-Konferenz im deutschen Reichstage auf allen Seiten nachdrücklich betont worden, nicht zuletzt von dem Reichskanzler Fürst Bismarck selbst.

Der lange Streit zwischen Krone und Parlament in Ungarn ist nunmehr glücklich beendet und ein neues Ministerium unter der Präsidentschaft Dr. Alexander von Welesky gebildet. Diesem Ministerium werden die hervorragendsten Führer der Koalition: Andrássy, Apponyi und Kossuth angehören, so daß es nicht nur ein Übergangs-Ministerium, sondern ein parlamentarisches Ministerium aus den Parteien der Majorität sein wird. Am vergangenen Sonntag fand in der Wiener Hofburg die Vereidigung des neuen Ministeriums statt. Es war ein historisch denkwürdiger Moment, daß Franz Kossuth, der 1849 mit seinem Vater, dem Revolutionär und „ungekronten König“ von Ungarn in die Verbannung gehen mußte, jetzt in der Hofburg dem Kaiser als Minister den Eid ablegte. Die Wahlen zum ungarischen Reichstage sollen Anfang Mai stattfinden.

Die Geretteten von Courrières, die 20. bzw. 25. Tage unter der Erde verschüttet waren, sind natürlich sofort von Künstlern gezeichnet und photographiert worden. Auf einem ergreifenden Bilde entseigen die Geretteten dem Förderkorb und erblicken zum ersten Mal wieder das Tageslicht. Außer diesem Bilde sind die Porträts der Geretteten, namentlich auch der zwei mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichneten Bergleute, sowie ihre Unterschriften überall zu sehen. Der 14. Ueberlebende, der 25. Tage begraben war, Verton, ist mit seiner Frau photographiert, die an seinem Bette sitzt und dem künftigen Tot geglaubten Manne die Hand reicht. Nach ärztlicher Feststellung dürfen von den mehr als 1200 Verunglückten nur 600 sofort tot gewesen oder nach kurzer Zeit gestorben sein; die übrigen dagegen sollen noch längere Zeit gelebt und an Erschöpfung zu Grunde gegangen sein. Tausende von Leichen, die man nach 25 Tagen fand, waren noch warm. Bei dieser Gelegenheit sei auch bemerkt, daß der Pariser Gemeinderat das Anerkennen eines Dortmund der Gefangenenvereins, zum Besten der Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute ein Konzert in Paris zu veranstalten, dankend angenommen hat.

Der russische Generalstab hat erst jetzt genaue Angaben über den von den Russen im letzten Kriege erlittenen Verlust an Menschen festgestellt, wobei vorläufig nur die Zahl der Unteroffiziere, und zwar in den Landtruppen, bekannt gegeben wird. Danach wurden insgesamt 31.187 Mann getötet, 115.885 Mann verwundet; 37.497 Mann wurden vermißt, 53.897 Mann gerieten in die Gefangenschaft. Insgesamt schieden somit aus der russischen Armee 213.626 Mann aus. Von dieser Zahl kommen allein auf die mandatschurische Armee 174.569 Mann, darunter 21.187 Mann getötet, 24.840 Mann gefangen. In Port Arthur wurden über 10.000 Mann getötet und 27.557 Mann gefangen genommen.

Von der neuen russischen Anleihe, die nicht ganz 2 Milliarden, sondern genau nur 1840 Millionen Mark betragen soll, werden eine Milliarde Mark in Frankreich, je 80 Millionen Mk. in London, Amsterdam und New York aufgenommen werden. 600 Millionen, die ursprünglich von Deutschland kommen sollten, wofür Deutschland sich aber bestens bedankt hat, da es sein Geld selbst gebrauchen kann, werden von russischen Banken aufgelegt werden. — Bestätigt

sich in Blumenduft und Sonnenschein zu baden, das Rauschen des kühlen Wassers zu hören, und das Leben ringsumher zu betrachten, ach, wie ganz anders ist das als wenn man einsam in jener öden Wüste sitzt. Tag für Tag auf den Regen wartet, der nicht kommt und ruhig zusehen muß wie die Herde zu Grunde geht und mit ihr unsere eigene Existenz. Das kann einen verrückt machen!“

„Warum verlaßt Ihr nicht die Farm und versucht Euer Glück an einem anderen Ort?“ fragte Marian teilnehmend. „Christoph behauptet stets, es müßte Euch hier ehrlich gelingen, vorwärts zu kommen.“

„Da hat er recht“, nickte Fanning. „Aber verlaufen ist leichter gesagt als getan. Niemand will sich in der Gegend festsetzen. Durch all das Mißgeschick bin ich arg in die Klemme geraten und sobald ich nur kann, muß ich wieder heim an die Arbeit.“

„Wenn das eure Absicht ist, so folgt ja meinem Rat und tut alles, Euch zu kräftigen“, sagte sie äußerlich ruhig, obgleich es sie schmerzte, daß er vom Fortgehen sprach. „Wolltet Ihr nicht noch einen Versuch machen, das „Auge der Nacht“ zu finden, Willem?“ fügte sie leiser hinzu.

„Ja, das ist mein Plan. Dieses verhexte Goldfanda kommt mir nicht aus dem Sinn. Aber diesmal werden wir es sicher erreichen.“

„Wir?“

„Nun ja. Ich will Selwyn in das Geheimnis ein-

weihen; er ist ein guter Kerl und hat mir durch das Fieber geholfen.“

„Da sieht man wieder Eure Selbstlosigkeit!“ fiel Marian fast ärgerlich ein. „Wenn dieser Selwyn Euch auch einen Dienst erwiesen hat, so ist er Euch doch noch viel mehr Dank schuldig. Das Fieber hättet Ihr wohl auch ohne ihn überwunden, — was wäre aber aus ihm geworden, wenn Ihr die Schlange nicht getötet hättet, die auf ihm lag?“

Fanning sah sie überrascht an. „Ei, ei, Marian“, sagte er mißbilligend, „das sieht Euch gar nicht ähnlich, so zu reden. War es nicht tollkühn gutherzig von Selwyn, wochenlang bei mir in meiner elenden Bude auszuhalten und mich wie einen Bruder zu pflegen?“

„Wo wäre er aber geblieben, verirrt und halb ver-schmacht wie er war, wenn er nicht eure „elende Bude“ gefunden hätte?“ gab sie rasch zurück.

„Na, wir wollen uns darüber nicht streiten. Doch sagt mal ehrlich, Marian — Ihr habt Selwyn nicht gern. Warum nicht?“

„Da irrt Ihr Euch. Er gefällt mir insofern ganz gut, als er ein gebildeter und unterhaltender Gesellschafter ist. Aber trauen würde ich ihm nie.“

„Doch! Warum denn nicht?“

„Das kann ich Euch nicht erklären. Ich weiß es selbst nicht recht, nur macht es mir den Eindruck, als klinge seine Stimme, sein Lachen nicht echt. Beides wirkt auf mich

sch vorstehende Meldung, so wird die Angabe gegenstandslos, daß die russische Anleihe auch in Oesterreich zur Subskription aufgelegt werden und an der Wiener Börse notiert werden solle. — Es war gemeldet worden, daß man in Wien, trotz grundsätzlicher Bedenken gegen auswärtige Anleihen, sich an dem neuen Kiezenpump beteiligen wolle, weil man daraufhin von Rußland einmal größere Industriebestellungen erwarte, und ferner, weil man sich das Zarenreich politisch verpflichten wolle.

Seit wenigen Tagen hat der eigentlich nie ruhende Vulkan am schönen Golf von Neapel eine ungewöhnlich starke Tätigkeit entwickelt, die zu einer ersten Gefahr für einen Teil der Vesuvianwohner geworden ist. Der Lavastrom fließt nicht, sondern rollt und rückt. Man konnte seine Form und sein Vordringen vergleichen mit dem Anwachsen eines künstlichen Schladendammes bei einem Stüttenwerk. Nur im Innern ist feuerflüssiges Material, dessen bricht es bis an die Oberfläche durch, um sich dann sofort zu einem zähen Brei zu verdichten und bald steinhart zu werden. In der Dunkelheit leuchtet die Glut allenthalben durch und schlägt an überhitzten brennenden Gase hervor, bei Tageslicht ist von dem inneren Feuer kaum etwas zu sehen. Der von einer unsichtbaren Kraft vorwärts gestriebene Schladengeröllberg hat meist eine düstere, schwärzliche oder braunviolette Farbe, die zackigen, oft noch rauchenden, immer noch heißen Lavabrocken rollen und stürzen an dem Abhang des Damms herunter in Feld, Garten und Dörfer hinein, immer neues Gestein bringt nach, solange der im Innern des Berges aufgeschichtete Vorrat von Kraft und Material reicht, und bedeckt unaufhaltsam das bisher blühende, grüne Land mit starrem Tod und rauchender Verwüstung. (S. d. bel. Bericht.)

Ostergesbräuche und Eierspiele.

Von D. Colonius.

(Nachdruck verboten.)

Das Fest der Auferstehung wird ungleich mannigfaltiger, als das deutsche Volk gefeiert als irgend ein anderes. Besonders charakteristisch ist es, daß fast in allen Gegenden zur Osterzeit Kinderspiele gebräuchlich sind und daß die Alten an den Ergötzlichkeiten der Jungen teilnehmen, um wenigstens für die kurze Zeit von zwei Tagen wieder jung zu werden. In vielen Orten Norddeutschlands tummeln sich während der Osterspiele große und kleine Kinder beim Ballspiel. Nicht der moderne Fußball ist das Objekt des Spiels, sondern der kleine Handball, der mit einer zierlichen Keule geschlagen, turmhoch fliegt und nach gezieltem Aufspringen nach den Mitspielenden geschleudert wird. Sehr feierlich ist der „Osterball“ in Landsberg a. d. Warthe. Man beginnt damit, einen schön geschmückten Esel nebst einem, dem Charakter des Tieres angepaßten Reiter durch die Straßen zu führen. Alles Volk zieht hinterher; und nun geht es zur Osterwiese, wo das Ballfest stattfindet.

In Mittelalter spielte im Rheinlande und in Süddeutschland der Esel als sogenannter „Balm-Esel“ eine Hauptrolle bei den Umzügen am Palmsonntag. Wahrscheinlich ist das Fest zu Landsberg ein Überbleibsel des alten Brauchs. In mehreren Ortschaften an der Unterelbe hat das Osterballspiel einen ganz besondern Zweck; es ist eine Art Gradmesser für das Glück der Ehe. Die jungen Burken und Mädchen ziehen in gesonderten Gruppen vor das Haus eines jeden jungen Ehepaars. Die Burken bekommen dann von den Eheleuten eine Holztugel, die Mädchen einen großen ledernen Ball. Am zweiten Osterspiele erscheinen sie wieder vor den Häusern und singen ein Liedchen.

Dann beginnt das Ballspiel mit der Holztugel. Jeder sucht diese von einer kleinen Grube, vor der er steht, fern zu halten. Den großen Lederball schlägt man so lange, bis er entzwei geht.

In der Uckermark haben am ersten Osterspiele die Knechte das Recht, die Mägde zu stoßen und zu schlagen. Es müssen aber die ausgeleiteten Schläge wohl nur gelinde ausfallen, denn die Geislagenen geben einen Lohn dafür in Gestalt eines Gerichtes von Rischen und Kartoffeln, das am zweiten Osterspiele gemeinschaftlich verzehrt wird, kurz vor dem Tange, wozu die Knechte die Musik bezahlen.

wie eine falsche Note. Ich kann mich ja irren und am Eurer Willen wäre es mir lieb; doch laßt mich einmal fragen: was wißt Ihr über ihn? Wer ist er eigentlich?

„Um, darauf muß ich Euch allerdings die Antwort schuldig bleiben. Ich denke mir, er ist eine Art Glücksjäger, wie so viele in diesem Lande. Aber ein gut Stück von der Welt hat er jedenfalls gesehen und unterhaltend kann er auch sein.“

In diesem Augenblick wurden sie durch das Erscheinen Gottys unterbrochen, die vom Wohnzimmer her auf die Veranda trat.

„Ist Violet drinnen?“ fragte Marian.

Gotty schüttelte lachend den blonden Lockenkopf. „Die drinnen? Gewiß nicht, wenn jemand anders draußen ist. Sie treibt sich mal wieder rum wie gewöhnlich.“

„Aber Gotty, ist das eine Sprache für kleine Mädchen?“ tadelte Marian.

„Es ist doch so!“ beharrte die Kleine, das entsetzt terribel der Familie. „War es Ihr früher nicht immer viel zu heiß des Morgens auszugehen? Bis ein gewisser Demant kam, eh?“

„Schwach nicht solchen Unsinn, Gotty,“ rief Marian ärgerlich. „Du weißt gar nicht, was Du sprichst.“

„So, meinst Du?“ war die schnippische Antwort.

„Wenn Du gesehen hättest, was ich vorgestern sah —“

„Wir wollen das gar nicht wissen“, fiel hier Fanning ernst ein. „Ich hätte gar nicht gedacht, daß Du solch ein Klatschmäulchen wärst, Gotty! Gewöhne Dir das ab, es ist nicht schön!“

Ehe er noch seine väterliche Ermahnung beendet hatte, tauchte Violet mit Selwyn auf, Selkirk folgte einige Schritte hinterher.

„Da! Habe ich es nicht gesagt?“ triumphtierte der kleine Naseweis, sich zu weiterer Beobachtung des ihm so interessanten Paares in einen Winkel der Veranda zurückziehend.

„Noch so fleißig, Marian?“ bemerkte Violet, als sie näher kam. „Ihr sieht wahrhaftig da wie zwei — Turteltauben!“ fügte sie boshaft hinzu. Sie konnte es nun einmal nicht lassen, von Zeit zu Zeit einen Pfeil auf Marian abzufeuern. Und dieser hatte — getroffen.

Elftes Kapitel.

Schlimme Gesellen.

Die kleine Stadt Lamport lag malerisch am Ufer des

Besondere Aufmerksamkeit verdienen zu Oftern die Eierspiele. Hühner- und Enteneier werden durch Kochen gehärtet und in heißem Wasser gefärbt, sodaß sie zum Spiele brauchbar werden. Zweifelhafte färben die Eier dunkelgelb, Brasilienholz tiefblau, Rothholz schön rot. Ein angegebener Künstler kann durch einen in Fett getauchten Pinsel die Schale außerdem noch mit Figuren oder Arabesken schmücken. Man verteilt die Eier unter die Kinder, versteckt sie auch wohl im Garten, damit die Kinder sie dort suchen können. Dann beginnt das Eierpeden oder, wie man am Rhein sagt, das Kippen — ein unverbotes Hazardspiel.

An manchen Orten werden die Eier nicht gefippt, sondern gekullert. Von einer mit Haaren beklebten Wölbung läßt man die Spenden des Federviehes hinunterrollen und probiert die Stärke der Schale, indem das rollende Ei ein unten liegendes treffen und verletzen muß.

Im Gebirge werden vielfach die „Osterfeuer“ angezündet. Nach der Sage lauerten ehemals die Hexen rings um den Blochsberg, schon am Osterabend, ob das Feuer gut brenne, denn dann kam der Teufel ganz sicher in der Walpurgisnacht zum Tanz. Die prasselnden Flammen der Teertonnen schlagen nicht selten so hoch, daß ein Unkundiger, wenn er nur die „wabernde Höhe“, nicht auch die Form des Fasses erkennt, an Feuerbrunst denkt.

Neben dem Osterfeuer wird das Osterwasser geschächt. Es muß zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang am ersten Festtage aus Bächen und Flüssen geschöpft werden, und zwar stromaufwärts. Seine Kraft bekommt das Wasser aber nur, so sagt der Aberglaube, wenn der Wind beim Schöpfen von Osten nach Westen geht. Wenn man sich mit solchem Osterwasser wäscht, soll man das ganze Jahr gesund bleiben.

An den Osterbasen glauben alle kleinen Kinder und es hat nachweislich auch einen erwachsenen Menschen gegeben, der von seiner Existenz überzeugt war. Vor einigen Jahren nämlich legte in einer Sitzung der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg der Vorsitzende ein Protokoll aus dem Jahre 1758 vor, laut welchem ein Förster Fuhrmann in Driesdorf einen Hasen bejagt haben will, der innerhalb dreier Jahre, jedesmal um die Osterzeit, zusammen fünf Eier gelegt habe. Schade, daß Fuhrmann ein Förster und der Hase wahrscheinlich eine Ente war.

Knappschaffsweisen und

Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Leserkreise zugehenden Anfragen, soweit sie bergmännische Angelegenheiten und Angelegenheiten der Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. — Nachdruck, auch im Auszuge verboten.)

Invalidenversicherung eines Unfallrentners.

Abonnet W. in Grodchau schreibt: „Im Januar 1895 erlitt ich auf einer Zeche einen Unfall und bezahle infolgedessen 50 Prozent Erwerbsunfähigkeit eine jährliche Rente von 454,80 M. Am 1. März 1898 fand ich auf einer anderen Zeche leichte Arbeit und habe von diesem Zeitpunkt ab bis im Jahre 1902 Beiträge zur Krankenkasse und bis jetzt Beiträge zur Invaliditäts- und Altersversicherung gezahlt. Bin ich verpflichtet, aufgrund des Invalidenversicherungsgesetzes den Antrag auf Befreiung von der Beitragspflicht zu stellen? Oder besteht ein bisheriges Versicherungsverhältnis zu Recht? Kommt bei meiner eventuellen Weiterverpflichtung später die volle Invalidenrente zur Auszahlung oder wird dieselbe gekürzt? Kann ich mich auch freiwillig versichern?“

Wir haben Ihnen schon mitgeteilt, daß Ihr Versicherungsverhältnis zu Recht besteht. Nach § 6 können Sie aber — eine Verpflichtung dazu haben Sie nicht — den Antrag auf Befreiung von der Beitragspflicht stellen. Im Falle der reichsgeleiteten Invalidisierung kommt die Invaliden- oder Altersrente voll zur Anrechnung, solange und soweit sie zusammen mit der Unfallrente — bei Knappschaffsmitgliedern 675 Mark — nicht übersteigt. Zur Beantwortung Ihrer letzten Frage sei noch bemerkt, daß die aufgrund des § 6 des Invalidenversicherungsgesetzes von der Versicherungs-

Unterrassflusses. Sie zählte etwa fünfzehnhundert Einwohner, — die Eingeborenen nicht mitgerechnet, — und war der Sitz des Bezirksgerichts. In früheren Zeiten gehörte das Fort zu den wichtigsten Militärposten, die an der Grenze des Rasterlandes errichtet worden waren, aber nachdem es, freilich erst nach langen, blutigen Kämpfen, gelungen, das unruhige Volk weiter nach dem Osten zu drängen, hatte Lamport seine strategische Bedeutung verloren. Allmählich jedoch bildete sich um die kleine Festung eine Stadt, die bald zum Mittelpunkt des Binnenhandels wurde.

Viel Sehenswertes bot der Ort nicht, wie er denn überhaupt in keiner Weise von der Squart der südamerikanischen Städte abwich; enge, gradlinige, sehr staubige Straßen, der übliche Marktplatz mit seiner langen Reihe Kaffeehäuser, ein halbes Dutzend Kirchen und Kapellen, einigen Läden, in denen alles zu haben war, — von der Schutzwache bis zum Harmonium, — und schließlich noch die amtlichen Büros und das Gefängnis, für dessen Zwecke man die jetzt unbenuzte Festung verwendet hatte.

So wenig Anziehendes die Stadt aber auch besaß, ihre Lage war eine überaus malerische inmitten der grünen Hügel, deren Abhänge mit dichten Waldungen bedeckt und zu deren Füßen sich der Untirassfluß wie ein silbernes Band hinschlängelte.

In dem Rauchzimmer eines kleinen Hotels, — Lamport hatte mehrere aufzuweisen, — saß Willem Fanning mit dem Lesen des „Kuriers“ beschäftigt. Es war um die Mittagszeit und drinnen wie draußen herrschte eine solche Schwüle, daß man kaum zu atmen vermochte. Von unwiderstehlicher Müdigkeit befallen, nickte Fanning über seiner Zeitung ein, die langsam seiner Hand entglitt. Instinktiv griff er danach diese Bewegung schreckte ihn momentan aus dem Halbschlummer auf. Dabei fiel sein Blick auf die Überschrift eines Artikels, den er vorher nicht bemerkt hatte: „Grauenshafte Mordtat entwichener Sträflinge.“

Wie jede sensationelle Nachricht Reiz ausübt, so verfehlte auch diese nicht, Fannings Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Schläfrigkeit überwindend, las er mit steigendem Interesse den nachfolgenden Polizeibericht:

„Nicht weniger als fünf Sträflinge entsprangen am vorigen Montag aus dem Arvia-Gefängnis. Sie führten ihre Flucht mit großer Frechheit und Verwegenheit aus,

pflicht befreiten Personen nicht das Recht der freiwilligen Selbstversicherung, wohl aber das Recht der Weiterversicherung haben.“

Krankengeldkasse — Berechnung der Unfallrente.

Ein Leser in Bochum war in den Jahren 1893 bis 1895 auf Sibiria in Gelsenkirchen beschäftigt; er verließ diese Zeche und fuhr am 1. Dezember 1895 auf der Zeche Glädwinkelburg an, wo er schon am 13. Dezember einen Unfall erlitt. Es wurde ihm zunächst die 7. Krankengeldklasse, dann aber, nach Vorlegung der Lohnbücher von Sibiria, die 10. Klasse in Anrechnung gebracht. Anders war es bei der Berechnung der Unfallrente. Der Betriebsführer wollte die Sibiria-Lohnbücher für die Berechnung der Unfallrente nicht gelten lassen und rechnete dem Rentensucher, da er erst einige Tage auf Glädwinkelburg beschäftigt gewesen war, den Durchschnittslohn der Reparaturbauer an. Der Mann glaubt nun, es sei ihm Unrecht geschehen.

Das ist nicht der Fall. Für die Berechnung des Krankengeldes ist der Reinverdienst des letztvergangenen Kalendervierteljahres maßgebend; es kommt dabei nicht in Betracht, auf welchem Bergwerk im Bereich des Allgemeinen Anknappschaffsvereins der Kranke in jenem Vierteljahr beschäftigt gewesen ist. Die Unfallrente wird, wie wir wiederholt betont haben, nach Maßgabe desjenigen Jahresarbeitsverdienstes berechnet, den der Verletzte während des letzten Jahres seiner Beschäftigung in dem Betrieb (in welchem sich der Unfall ereignet) bezogen hat. War der Verletzte in diesem Betriebe vor dem Unfall nicht ein volles Jahr beschäftigt, so ist die Rente nach demjenigen Jahresarbeitsverdienst zu berechnen, welchen während dieses Zeitraums versicherte Personen derselben Art in denselben Betrieben oder in benachbarten gleichartigen Betrieben bezogen haben. So mußte also auch bei Ihnen verfahren werden. Der Betriebsführer hat demnach so gehandelt, wie er nach dem Gesetze zu handeln verpflichtet war.

J. L. 1075. Ihre Anfrage ist vorstehend unter der Spitzmarke „Krankengeldkasse — Berechnung der Unfallrente“ beantwortet.

L. S. in Linden. Der Anknappschaffsälteste wird alles weitere veranlassen, wenn Sie ihm die erforderlichen Unterlagen beibringen.

A. L. Laer. Die Höchstdauer des Krankengeldbezuges ist durch die neuen Gesetzesbestimmungen allgemein auf 26 Wochen festgelegt.

Im Ruhrrevier

fanden am Sonntag seitens der Bergarbeiterverbände eine große Zahl Bergarbeiter versammlungen statt. In 49 Versammlungen des christlichen Gewervereins wurde das gemeinsame Thema behandelt: „Die gegenwärtige Lage der Bergarbeiter und die Knappschaffsreform.“ Durch fortgesetzte ablehnende Entscheidungen befehlige man nicht die Unzufriedenheit, welche unter den Bergleuten wieder stark hervortrat. Die Kommissionsbeschlüsse zur Knappschaffsreform haben unter den Bergleuten Erbitterung hervorgerufen, wie der Verlauf der Versammlungen darthut. Die öffentliche Wahl biete den Bekehrungsverwaltern eine Handhabe, durch Wahl von Beamten als Vertreter die Rastverwertung sich ganz anzueignen. Die Bergarbeiter hätten von 1895—1904 zirka 40 Millionen Mark mehr in die Knappschaffskasse gezahlt als die Arbeitgeber. Es sei daher kein unangerechtes Verlangen, wenn der Bergarbeiter eine entsprechende Beteiligung an der Verwaltung zugestanden haben will. Der Beschluß der Abgordnetenhaus-Kommission, die Klassen der Arbeitermitglieder und die der Beamten durch mindestens je ein Mitglied in dem Knappschaffsvorstand vertreten zu lassen, bedeute eine vollständige Entrechtung der Arbeiter seitens der Scharfmacher. Werde der Beschluß Gesetz, so gehe die Bergarbeiterkraft jedes Einflusses auf die Kasse gegenüber der Mehrheit der Beamtenvertreter und der ihnen gefügigen Beamten verlustig. In

denn auf dem Wege nach dem Platz, wo sie arbeiten sollten, überfielen sie plötzlich ihre Wächter — einen Weibchen und zwei Eingeborene — entriß ihnen die Waffen, schlugen sie nieder und entflohen in die Wälder. Obgleich die übrigen Mitgefangenen den Beamten keinen Beistand leisteten, so schloß sich doch auch nicht den Flüchtigen an, sondern kehrten ruhig in die Stadt zurück und meldeten den Vorgang.

Schon am folgenden Tag drangen die entsprungenen Verbrecher in die abgelegene Farm eines Holländers und verübten dort einen grausamen Mord. Zuerst schossen sie den Hirten, einen Gotten tot nieder, der sie an der Verwundung des Viehstalles hindern wollte. Alsdann ermordeten sie in gerader bestialischer Weise die Frau und die drei Kinder des Farmers, der für einige Stunden abwesend war.

Der Hirte, obgleich tödlich verwundet, lebte noch lange genug um die Identität der Mörder festzustellen, unter denen sich auch die vor einigen Wochen wegen Diebstahls zu sieben Jahren Zwangsarbeit verurteilten Rasteren Muntiwa und Bovi befanden.

Es ergiebt hiermit die Mahnung an alle Bewohner einam gelegener Pachthöfe in den Untira abgeben, scharfe Wacht zu halten, da es mehr als wahrscheinlich ist, daß diese beiden Schurken mit ihrer Bande noch weitere räuberische Einbrüche verüben werden.

Als Fanning zu Ende gelesen, war seine Müdigkeit vollständig verfliegen, denn er dachte mit Schrecken daran, daß sich auf der Farm seines Bräudes die schutzlosen Frauen zur Zeit allein befanden. Christoph hatte für acht Tage eine Reise nach einem entfernten Besitztum unternommen und Selwyn war mit ihm gegangen, weil es ihn interessierte, das Land kennen zu lernen. Und Fanning selbst hatte sich am gestrigen Nachmittag hierher nach Lamport begeben, weil ihm ein Käufer für sein einfaches Gehöft in Aussicht stand. Unter gewöhnlichen Umständen wäre es durchaus nicht bedenklich gewesen, den Haus halt einmal für kurze Zeit ohne männlichen Schutz zu lassen, aber jetzt —! Ein kalter Schauer überlief Fanning bei dem Gedanken an die wilde Mordbande, die die Gegend unsicher machte.

Er schaute nach dem Datum der Zeitung. Ah, es mußte noch eine spätere Ausgabe existieren, sagte er sich. Mit fiebernder Hast suchte er dieselbe, — vielleicht ent-

Auch ein Robinson.

Erlebnisse eines deutschen Seemanns.
(Schluß.)

Als Miller und Paine fünf Monate auf dem Eilande gewesen waren, gerieten sie zum erstenmale in wirkliche große Not. Es war um die Mitte des südlichen Sommers, das Wetter prachtvoll, heiter, der Himmel beständig blau und wolkenlos; seit mehreren Wochen war kein Tropfen Regen mehr gefallen. Dieser Regenmangel brachte die Unglücksgefährten fast dem Tode des Verschmachtens nahe. Ihr kleiner Wasservorrat in den Fässern war bald erschöpft. Alle Lachen und Felsenlöcher, wo sie sonst zuweilen etwas Wasser gefunden, waren ausgetrocknet.

Da entschlossen sich die vom Durst so arg Geplagten, in das Innere der Insel zu dringen, um dort womöglich noch Wasser in einer natürlichen Cisterne zu finden. Das Klettern über die unwegbaren Felsen war für die Halbverschmachteten und Entkräfteten eine furchtbare Strapaze. Erst nachdem sie sechsunddreißig Stunden gewandert und gesteuert waren, hatten sie das Glück, eine kleine Lache mit Wasser zu entdecken, das ihnen endlich die so lange ersuchte Erquickung bot. Leider war es nur wenig. Das Suchen mußte bald von neuem beginnen.

Da gerieten sie in eine Region der Insel, wo sie zu ihrem Erstaunen deutliche Spuren fanden, welche darauf hinwiesen, daß dort vor langen Jahren Menschen — und zwar Christen — gewohnt haben mußten.

Sie fanden eine Steinplatte, welche ein Grab zu bedecken schien, denn es war darauf ein Kreuz und die Jahreszahl 1698 eingestrichen. Weiter suchten sie und gelangten in ein Felsental, auf dessen Grund Gras und allerlei grüne Kräuter wuchsen. Nicht weit davon mußte Wasser sein, denn ein Taubenvogel flatterte erschrocken auf, als die Ankömmlinge sich näherten.

Am Ende des Tales fanden sie eine Felsengrotte, derjenigen ähnlich, welche sie am Strande selbst bewohnten, aber größer und tiefer. Offenbar hatten hier Menschenhände gearbeitet, um die Höhle wohnlich zu gestalten. Auch machte der grüne Erdfleß im Tale den Eindruck, als wäre die Erde hier einmal künstlich geordnet und bearbeitet worden; wahrscheinlich war hier vor anderthalb Jahrhunderten ein Krantgarten gewesen. Seitwärts von dem Eingang zur Grotte war eine aus Steinblöcken zusammengefügte Bank angebracht. Auf derselben lag ein verrostetes Schiffsheil.

„Also hier haben schon vor hundertundfünfzig Jahren Schiffbrüchige gehaust,“ sagte Miller, lebend vor Aufregung.

„Das ist gewiß,“ versetzte Paine. „Und sie sind hier in der Einsamkeit verstorben und gestorben, wie es scheint. So kann es uns auch noch ergehen.“

Sie traten in die Grotte, in deren Hintergrund es stockdunkel war. In den vorderen Teil aber drang dämmerndes Tageslicht.

Beinahe wären sie über einen Haufen Knochen gestolpert. Es war ein Skelett, das am Boden lag, wahrscheinlich die Überreste desjenigen der Schiffbrüchigen, der die anderen überlebte und begrub.

Sie durchsuchten die Höhle und fanden folgende Gegenstände: Eine alte dicke silberne Taschenuhr mit der eingravierten Jahreszahl 1688. Eine kleine eiserne unerschlossene Kiste, die einen halbvermoderten Lederbeutel mit Goldstücken — und zwar alten holländischen Dukaten — enthielt; ferner zwei andere Beutel mit Silbermünzen holländischen und spanischen Gepräges. Dies Gold und Silber mochte zusammen etwa fünfzehntausend Taler wert sein. Eine alte moderdustige holländische Bibel. Auf den Vorstichblättern waren verbläute Schriftzüge noch zu sehen, jedoch nicht mehr zu entziffern. Außerdem allerlei Gerätschaften und Waffen.

„So haben wir denn ganz unermutet einen Schatz gefunden,“ sagte der Zimmermann. „Der ursprüngliche Besitzer dieser Sachen war offenbar ein holländischer Kapitän, der nach dem Verlust seines Fahrzeugs seine Schiffskasse mit auf die Insel rettete.“

„So wird sich wohl verhalten. Seltsam, daß dieser Schatz so viele Jahre hier unbeachtet liegen konnte! Es sollen doch in den letzten Jahrzehnten mehrfach Robbenjäger auf der Insel gewesen sein.“

„Ja; aber nur an der Küste, wo die Seehunde sich aufhalten, und nicht im unwegbaren Innern.“

Darauf untersuchten sie die nächste Umgebung der Höhle und entdeckten einen tiefen Felsenpalt, eine natürliche Cisterne, in welcher zur Regenzeit das Wasser sich sammelte. Es war wie ein tiefer, vor der Verdunstung durch die Sonnenglut des Sommers geschützter Brunnen. So hatte denn nun der Trinkwassermangel ein Ende.

Die beiden verweilten hier einige Zeit, ernährten sich von den Eiern, welche sie zahlreich fanden, sowie von den Tauben und anderen Vögeln, welche sie fingen, und von einigen eßbaren Wurzeln und Kräutern. Das Skelett des alten Holländers wurde im Freien unter dem Rasen begraben. Zwei Reihen Steine legte der Zimmermann kreuzweise auf das Grab, um es als solches zu kennzeichnen.

Als der erste Regen fiel, verließen Miller und Paine das Felsental und siedelten wieder nach ihrer Bekanntschaft an der Küste über. Den Gold- und Silberhaß nahmen sie mit und verwahrten denselben in der verschließbaren Werkzeugkiste des Zimmermanns, ebenso die altertümliche Taschenuhr und einige sonstige Kleinigkeiten, die sie für des Mitnehmens wert hielten.

Jetzt begann allmählich die rauhe stürmische Zeit des südlichen Winters. Es regnete fast jeden Tag, zuweilen schneite es auch in Massen. An Trinkwasser litten sie nun selbstverständlich keinen Mangel, dagegen munter an Lebensmitteln, denn die meisten Vögel hatten die Insel verlassen. Fische waren bei stürmischer Witterung auch nicht immer zu fangen; zuweilen mußten die zwei Inselbewohner

sich mit solchen behelfen, welche die Wellen tot an den Strand warfen.

Die ferngefunde Natur des jungen Deutschen litt nicht so sehr unter diesen Entbehrungen und klimatischen Einflüssen. Anders aber war es mit dem alten Zimmermann. Paine wurde vom Storbut befallen und außerdem von den heftigsten rheumatischen Schmerzen. Den Winter über schleppte er sich noch so hin; im Frühling aber wurde er immer schwächer und schwächer. Ein Schlaganfall warf ihn nieder und lähmte ihm zum Teil die Glieder. Er fühlte, daß sein Ende nahe sei.

Zu seinem betrübten Unglücksgefährten, der ihn so gut wie möglich pflegte und tröstete, sagte er eines Tages, als draußen vor der Grotte der Sturmwind heulte und die See toste: „Paul, wenn ich tot bin, so begrabe mich ebenso anständig, wie wir den alten Holländer begruben. Mit mir ist Matthaï am Beuten, das weiß ich. Eins aber gibt es, was mir Sorge macht.“

„Und was denn?“

„Meine liebe kleine Enkelin daheim. Ich hoffe für Mary eine nette Aussteuer zu verdienen auf dieser Robbenfahrt, die so elend endete.“

„Ihr habt ja eine schöne Mitgift für sie im Besitz, euren Anteil nämlich an unseren achthundert Fellen und die Hälfte von dem Gold- und Silberhaß des Holländers.“

„Wer wird ihr dies bringen?“

„Ach! Bei Gott schwöre ich es, wenn ich lebend von hier fortkomme und unser gemeinschaftliches Vermögen ungeschädigt von hier mitnehmen kann.“

„Ich danke Dir, Du bist eine treue Seele, mein lieber Junge. Ein anderer würde vielleicht nicht so ehrlich sein. O, Du wirst schon noch von hier fortkommen, früher oder später; sei nur recht schlau, daß man Dir den Schatz nicht raubt!“

„Ich werde vorsichtig sein. Doch sagt mir die genaue Adresse eurer Enkelin.“

„Sie heißt Mary Waters und wohnt bei ihrer Tante, der Bäckersfrau Simpson, zu Middletown in Connecticut.“

„Ich werde es nicht vergessen.“

„Danke, Paul! Jetzt sterbe ich ruhiger.“

Sechs Tage später, nachdem er lange bewußtlos gelegen, verschied der alte Mann. Der junge Deutsche begrub trauervoll seine Leiche. Er befand sich nun allein auf der Robbeninsel, ein wahrhafter Robinson. Die Trennung von dem einzigen Gefährten schmerzte ihn tief. Das entsetzliche Alleinsein war ihm eine drückende Last.

Viele Stunden brachte er damit zu, auf einem hohen Uferfelsen zu sitzen und aufs weite Meer hinaus zu starren, bis dahin, wo Himmel und Wasser ineinander verfloßen. So sah er auch eines Nachmittags da, bis er, müde vom langen Schauen, den Kopf auf die Hände sinken ließ und bitterlich zu schluchzen anfing. Er dachte an seine arme Mutter zu Hause, die ihn ja wohl für tot halten mußte, weil sie keinen Brief, kein Lebenszeichen von ihm empfing. Seit elf Monaten befand er sich nun auf dem Eilande; vier Wochen waren vergangen seit dem Tode des Genossen. Wie lange sollte denn dies einsiedlerische Robinsondasein noch dauern? ...

Und während er so in trauriges Hinbrüten versunken war, vergingen mehrere Stunden, bis er endlich doch wieder einmal aufschaute. Da sah er weit draußen ein Segel. Das Schiff steuerte heran; offenbar wollte es Neu-Amsterdam besuchen.

Mit einem Jubelschrei sprang Miller vom Felsen und zum Strande hin, um dort die Befreier zu erwarten. Es dauerte freilich noch geraume Zeit, bis das Fahrzeug herankam. Dann setzte es ein Boot aus, welches dem Strande zugerudert wurde.

„Hallo, wen haben wir denn da?“ rief der Steuerer erstaut bei dem Anblick der abenteuerlichen, zum Teil in Robbenfelle gekleideten Gestalt.

„Ich bin ein armer Matrose, der seit langer Zeit ein Robinsonleben auf dieser Insel führen mußte,“ versetzte der Jüngling freudebebt. „Kommt ans Land, meine Braven. Was ist dies für ein Schiff?“

„Die „Beth Jones“ von New-Bedford, Kapitän Smith, auf dem Robbenfang nach der Kerguelen-Insel und hierher. Sind hier Robben?“

„Zur Zeit nur wenige; doch werden sie nun wohl wohl bald wieder scharenweise erscheinen.“

Auf dem Schiffe hatte er dann eine längere Unterhaltung mit dem Kapitän Smith. Er überließ diesem die sämtlichen Robbenfelle für einen sehr mäßigen Preis und freie Passage nach New-Bedford. Außerdem sollten ihm ein guter Anzug, Wäsche und sonstige Notwendigkeiten ausgefolgt werden. Erst nach tüchtigem Feilschen wurde er einig mit dem habgierigen Yankee-Kapitän, der sich auf seinen Vorteil äußerst erpicht zeigte. Es wurde ein schriftlicher Kontrakt abgeschlossen. In mehreren Bootsladungen brachte man die Felle an Bord, deren treffliche Beschaffenheit die Zufriedenheit des Kapitäns in so hohem Maße erregte, daß er immer freundlicher gegen Miller wurde und ihm sogar eine eigene kleine Kabine neben der Kajüte anwies. Dorthin ließ der junge Deutsche die Kiste, welche den Schatz enthielt, schaffen, ohne jemand hineinblicken zu lassen.

Der Zuwachs zur Ladung vervollständigte dieselbe ungefähr, so daß Kapitän Smith nicht länger bei Neu-Amsterdam zu verweilen, sondern heimzuweilen beschloß.

Es war eine gute Fahrt. Das Schiff legte in der Kapstadt an, um frisches Wasser und einigen Proviant einzunehmen, und segelte dann weiter. Von der Kapstadt aus schrieb Miller an seine Mutter in Deutschland, daß er lebe und gesund sei, und nun bald mit einem Vermögen nach Hause kommen würde.

Auch die Fahrt über den atlantischen Ozean war eine schnelle. Noch der Ankunft in New-Bedford erhielt der

Passagier den vereinbarten Geldebtrag für die Felle ausbezahlt.

Dann reiste er nach Middletown in Connecticut und forschte dort nach der Enkelin des verstorbenen Schiffszimmermanns. Mary Waters war ein siebenzehnjähriges, bildschönes Mädchen, welches sich durch Nähen und Sticken ständig ernährte. Mit tiefer Rührung betrachtete sie den jungen Deutschen, der ihr die Kunde von den merkwürdigen Abenteuern und dem Tode ihres guten Großvaters, sowie dessen letzte Grüße brachte, und so ehrlich war, ihr ein Erbteil von reichlich achtausend Talern auszuliefern, denn so viel kam auf ihren Anteil, nachdem die alten Gold- und Silbermünzen in Newport verkauft worden waren. Miller verweilte längere Zeit in dem freundlichen Städtchen Middletown, verlobte sich mit Mary, die ihm auch in herzlicher Dankbarkeit zugeneigt war und seine Werbung gerne annahm. Nach ihrer Hochzeit reisten sie zusammen nach Deutschland, wo Paul in seiner Vaterstadt froh von der armen Mutter, einer rechtschaffenen Witwe, empfangen wurde. Hatte sie ihn doch lange Zeit, bis sie den Brief aus der Kapstadt erhielt, für tot gehalten und den vermeintlich Verstorbenen mit heißen Tränen beweint. Mit dem ansehnlichen Vermögen, welches er auf solche seltsame Weise auf einer der entlegensten und unbekannten Inseln des Südozeans gefunden, kaufte Paul Miller eine kleine rentable Schiffsbedarfsartikel-Handlung und lebte fortan glücklich und zufrieden im Vaterlande. Zur See wollte er nicht wieder. „Einmal Robinson gespielt und nie wieder,“ pflegte er zu sagen.

Auferstehung.

Oster-Erzählung von A. v. Plantenberg.

(Nachdruck verboten.)

Stumm saß am Teetisch das Ehepaar sich gegenüber. Die Gräfin hatte nach alter Gewohnheit den Tee selbst bereitet, ihrem Gatten die gefüllte Tasse vorgestellt und den Diener mit dem leeren Samovar hinausgeschickt. Die Stille im Zimmer wirkte fast beklemmend. Nur ab und zu schlug die Zweigspitze eines Parkbaumes an die Fenster Scheiben, ging ein dumpfes Rauschen und Kläuschen durch die Wipfel. Dann lohten die Flammen im Kamin heller auf und das Ritz der Lampen flackerte unruhig.

„Hörst du den Wind? Wenn nur kein Sturm daraus wird!“ Graf Ernst verließ seinen Platz und warf sich in einen Schaukelstuhl. „Soll kommen,“ sagte er mit gleichgültiger Stimme, „eher haben wir kein Frühjahr zu erwarten!“ Und was hätten wir vom Frühjahr zu erhoffen?

Er zuckte die Achseln, streckte die Füße lang aus und entnahm der Brusttasche Zigarettenetui und Zündholzschachtel. „Du erlaubst?“ Nach einigen Zügen setzte er apathisch hinzu: „Entsprechendes Wetter, um eine gute Ernte gewärtigen zu können — was sonst wohl? Und schlage sie fehl — bah!“

Ueber das Gesicht der Gräfin glitt ein Schatten. Bitter zuckte es um ihren Mund.

„Umsoweniger verstehe ich das Sparamkeitssystem, das Du in neuerer Zeit — besonders meinen Wünschen gegenüber — in Anwendung bringst. Ich möchte der Parianlage, der Teppichgärtnerei, den Gemächshäusern mehr Pflege, mehr Mittel zugewendet sehen, muß aber auf meine Frage, warum es nicht geschieht, vom Obergärtner die Antwort hinnehmen: der Herr Verwalter beantwortet seine Forderung allemal dahin, der Herr Graf habe diese Posten im Präliminar kurzweg gestrichen.“

„So, tat ich das? Dann erschien mir diese Ausgabe jedenfalls überflüssig.“

Gräfin Thesi ließ den Teelöffel ziemlich unsanft auf die Unterlaffe fallen. „Das sieht man wohl deutlich genug. . . Ich glaube jedoch ein gutes Aurrecht zu besitzen, ein wenig mehr Berücksichtigung meiner gewiß nicht unbedeutenden Ansprüche Deinerseits erwarten zu dürfen.“

„Und die Mehrausgaben —?“ wandte er ein.

„Bezahlt Du von meinem Gelde!“

Das Wort traf. Der Graf stand auf, um sich raschen Schrittes seiner Gemahlin zu nähern. Er sagte rasch ihr Sandgelenk. „Thesi! — Willst Du damit vielleicht sagen —?“ Sie befreite mit einer Gebärde der Empörung ihren Arm. Ein Windstoß fuhr durch das Gemach. „Bist Du es nicht selber, der mich daran erinnert, daß ich mir keinerlei Abhängigkeit gefallen zu lassen brauche? Warum soll ich Dich schonen, da Du mich nie schonst!“

Noch suchte Graf Ernst nach einem Worte, in das er seinen Groll legen wollte, als der Diener eintat um die Abendpost zu überreichen. Bei seinem Eintritt hatte sich sofort eine Wandlung bei den Gatten vollzogen.

„Gestatte“, sagte höflich der Graf, nachdem er ihr einen Sessel nähergerückt, und: „Du entschuldigst wohl“, sagte auch die Gräfin, ehe sie nach den Briefen und Zeitungen griffen und mit steigendem Eifer zu lesen begannen.

Erschreckt fuhr Gräfin Thesi in die Höhe, als ihrem Gemahl unversehens ein Heft, an dem er fleißig mit dem Goldbein gearbeitet, entfiel und zufällig auf ihren Schoß zu liegen kam. Ein wenig verwirrt nahm sie es in die Hand, während ihr Blick unwillkürlich das Titelblatt streifte. Eine Blutwelle schoß ihr nach dem Kopf. Ohne zu überlegen, rief sie hastig: „Aber das Buch gehört ja mir! Ich habe es doch bestellt!“

Graf Ernst war erbläut. „Verzeih, hier muß jedenfalls ein Irrtum —“

Sie wühlte bereits in den noch unerschlossenen Postsendungen, um gleich darauf einem großen Kuvert die nümliche Schrift zu entnehmen. Nach einer ganz kleinen Pause, in deren Schweigen aber die erregten Athemzüge von Mann und Frau hörbar wurden, bemerkte die Gräfin, indem sie dem Gatten das ihm entfallene Heft zurückgab: „Du warst im Recht. Hier ist Dein Eigentum und dies das mir gehörige Exemplar.“

Er neigte dankend den Kopf und nahm Heft und Briefschaften an sich. Und damit war er gegangen.

Als sich die Gräfin von jedem Zwang erlöst sah, eilte sie an eines der Fenster, riß die Jalousie desselben auf, und lehnte sich hinaus. Woher hatte sie nur den Mut genommen, diese als Menschheit in der Zeitung angekündigte Schrift ohne weiteres zu bestellen? Heißes Erröten überzog ihre Wangen, als sie das Heftchen an ihrer Brust verbarg und eiligt damit in ihr Schlafgemach flüchtete. Dort erst wagte sie die Blätter zu lesen, aus denen sie Belehrung schöpfen wollte über die Möglichkeit, durch Trennung ihrer Ehe auf gesetzlichem Wege die verlorene Freiheit uneingeschränkt wieder zu erlangen.

Anderen Tages erklärte der Graf, dessen Wesen seiner Gemahlin gegenüber eine gewisse Scheu verriet, in geschäftlichen Interessen nach der Residenz fahren zu müssen; die Angelegenheit dürfte ihn acht bis vierzehn Tage fernhalten. Die Gräfin erwiderte nichts darauf, dachte aber sofort: „Er sucht nähere Informationen über die geplante Eheverformvorlage. Seine Ungebild frei zu werden, ist noch größer als die meine.“

Jetzt begann eine stille und doch an Eindrücken reiche Zeit für die einsame Frau. Sie wanderte durch den Wald und atmete den Duft der jungen Fichten- und Tannensöhne, während ihr Ohr dem Schlag der Amsel lauschte, der aus dem nächsten Graben nach Sonnenuntergang wie ein Abendlied zu ihr herüberklang.

Bis ins Dorf hinab erstreckten sich endlich die Spaziergänge der Gräfin. Das lag so anmutig zwischen den neu-erglärten Kaskaden und den blüthenstimmenden Kirschkäufen. Nur vom Wagen aus hatte Thefi es bisher gesehen, wenn sie zur Bahn oder je einmal zur Kirche fuhr. Bei dem freundschaftlichen Grüßen der Leute stieg unversehens die Frage in ihr auf: „Warum blieb ich nur so lange dieses hübsche Dörfchen und seine Bewohner?“ Das sind ja auch Menschen, die ihr geheimes Ach und Weh im Herzen tragen, mit denen sich reden läßt.

Besonders eine der jungen Mütter gefiel Thefi vor allem. Sie trug einen Säugling an der Brust und ein zweites noch am Arm, war so recht das Bild blühender Gesundheit und Lebensfreude. Nie schien ihr die Last der Sorge zu groß und zu viel.

„Soviel Plage und soviel Kinder —!“ Gedankenvoll ruhte ihr Blick auf den braunen und blonden Köpfen der kleinen Menschenherde. Das junge Weib geriet aber nicht in Verlegenheit.

„Von der Plage“ spür’ ich nix; was man gern tut, kommt einem nit schwer an.“

So trug Thefi jeden Tag von jeder ihrer „Bilgerfahrten“ wie sie diese Ausgänge nannte, irgend ein Wort, einen Hund, eine Lehre nach Hause, in die stillerliche Stille des Schlosses, die, durchdrückt von der Lichtflut des Herdemonats, reich in ihrem Herzen Wurzel faßte. Die Palmwoche ging herum und einige Zeiten kündigten die nahe Rückkehr des Grafen an. Thefi schickte zu jedem Sechszuhzuge den Wagen an die Station; bis jetzt war dieser aber noch immer leer zurückgekommen. Gleichwohl, das Osterfest sollte Thefi diesmal in würdigerer Weise bereiten finden als je zuvor, und sie wollte es se fern in ihrer Art, unbeirrt durch äußerliche Vorgänge. Wirtenlaub und Blumen schmückten ihr Zimmer, das ganze Haus. Alles trug ein festliches Gepräge. Die Gräfin selber hatte ein weißes Stoffkleid angelegt und stand jetzt erwartungsvoll am offenen Fenster. Bald mußte das Geläut der Gloden einleiten und diesem Moment harrete sie in stiller Andacht entgegen.

Doch nein, noch war nicht alles geschehen, was zuvor getan sein sollte. Sie wandte sich rasch nach ihrem Schreibtisch zurück, erschloß eine der Türen und entnahm ihr ein kleines zerkrümeltes Heft. Jetzt noch einen Schritt zum Kamin hin, in dem ein helles Feuer flackerte, und mit entschlossener Armbewegung warf sie die Blätter mitten in die Glut.

„Was tatest Du, Thefi?“

Erschrocken fuhr sie empor und sah den Gatten auf der Türschwelle stehen. Sie hatte weder das Rollen der Wagenräder, noch einen Schritt über den Teppich des Ganges gehört. In den Augen des Grafen lag das Staunen eines freudig Überraschten: eine neue mädchenhafte Erscheinung trat ihm in Thefi entgegen. „Ich habe nur das Buch verbrannt, dessen Bezug eigentlich eine Beleidigung für Dich war,“ sagte sie ruhig, mit offenem Blick, indem sie ihm die Hand reichte. „Thefi —! Verstehe ich Dich recht? Du tönnest mir verzeihen, daß ich —“ er riß die Knöpfe seines Ueberziehers auf und griff hastig in die innere Brusttasche. „Dann soll auch dies — ja, ja, nur ins Feuer damit!“ und ausflammend mischten sich mit den verkohlten Ueberresten des ersten Festes die Blätter des zweiten.

Glodengeläute zog die Gatten ans Fenster. Beide schwiegen in tiefer Bewegung. Dann richtete sich Thefi langsam auf. „Versuchen auch wir es ein neues Leben zu beginnen! Ich habe viel gelernt, während ich mir selber überlassen war, und möchte gut machen, was Mangel an richtiger Erkenntnis verschuldet. Hast du den Mut, es zu wagen?“

Wortlos zog er sein Weib in die Arme und ohne Widerstreben legte Thefi ihren Kopf an seine Brust.

Zwei Jahre den Gefängnismauern entflücht.

Ein ingenieus Mann ist entschieden der Pferdehändler Tuniad in Berlin, der zuletzt am Gölitzer Ufer 63 gemeldet war. Tuniad verlegte sich schon seit langem auf die Fehlerei und Zuhälterei. Bald aber geriet er mit den Strafbehörden in Konflikt, die ihm zuletzt 18 Monate Gefängnis verschafften. Diese zu verbüßen gesiel ihm ganz und gar nicht. Einen Stellvertreter, der bereit gewesen wäre, es für ihn zu tun, fand er nicht. Dennoch wußte Tuniad Rat. Während er bald bei dieser, bald bei jener „Braut“ wohnte, sorgte er dafür, daß er stets irgendwo vorchriftsmäßig gemeldet war, so daß ihn alle Zustellungen erreichten. Als er nun die Aufforderung erhielt, seine Strafe anzutreten, veranlaßte er durch Geld und gute Worte einen schwerkranken Mann, der an der Schwinducht litt, mit dem Briefe der Staatsanwaltschaft zu einem Ärzte zu geben und sich als Pferdehändler Tuniad beiseitigen zu lassen, daß er zurzeit unfähig sei, die Strafe zu verbüßen. Der Besuch gelang, Tuniad sandte das Attest in, erhielt Auslass und lebte mit seinen „Bräuten“ lustig weiter. So oft die Frist abgelaufen war, wiederholte er das Manöver. Das einmal hatte sich sein Zustand zwar ein wenig, aber immer noch nicht genügend gebessert, das andere mal sogar noch verschlimmert, je nach dem Krankheitszustande des Vertreters, den er gerade fand. So entsog sich der Verurteilte zwei Jahre lang der Strafvollstreckung, bis seine Braut ihn verriet. Eines Tages hörte ein Kriminalbeamter, der unerkannt in einer Rachehemme sah, ein schönes „Lied von Tuniad und seine Selbstentaten“. Dieser war so dreist geworden, seine Streiche selbst poetisch zu verherrlichen und sein Lied nach einer bekannten Melodie in den Verbrecherlokalen singen zu lassen. Der Beamte sah Tuniad's Alken nach und fand, daß er vor vierzehn Tagen wieder mit einem Attest gekommen war. Diesmal hatte ihm der Arzt bescheinigt, daß er hochgradig tuberkulös, hinfällig und gebrechlich sei und nur 38 Pfund wiege. Der Beamte kannte aber Tuniad von

früher her als einen Hünen, der von Kraft strotzte und über zwei Zentner wiegt. Er suchte sich den Sänger seiner eigenen Lagen, fand ihn in einem Lokal in der Straßburgerstraße und verhaftete ihn. — Ja, ja, das Diktum ist mitunter eine böse Geschichte.

Sensationelle Erfindung zweier Schüler in Triest.

Den Schülern Georg Valle und Albert Plisnier ist es offenbar bestimmt, Erfinder zu werden und so haben sie mit ihren ersten Erfindungen erst nicht gewartet, bis eine Schule sie mit irgend einem Diplome ausstattete. Sie haben nämlich nichts weniger erfunden, als das Prinzip der drahtlosen Telephonie. Georg Valle ist ein Sohn des Professors Valle und befindet derzeit in Triest die 7. Realschule, sein Kamerad ist Privatstudent. Der von ihnen konstruierte Apparat enthält an der einen Station ein gewöhnliches Mikrophon, an der anderen Station in einem großen Holzrahmen parallel gespannte Drähte in ein gewöhnliches Telephon. Bei den ersten Versuchen waren die beiden Stationen durch



Georg Valle

zwei Mauern, welche ein dazwischenliegendes Zimmer einschlossen, getrennt. Man hörte sehr deutlich Sprechen, Singen und Pfeifen. Auf den ersten Blick stellte sich die Frage ein, ob es sich wohl um eine Anwendung des Marconischen oder um ein anderes der bestehenden Systeme handelt, d. h. um eine Verwendung der Herzkischen Wellen. Das ist nun angeblich nicht der Fall. Die Erfinder haben nach unzähligen Versuchen ihre geniale Idee so weit durchgeführt, daß sie die Tonwellen ohne Draht oder andere Leitungsmittel lediglich durch elektrische Energie, die ihnen übrigens ein ganz schwacher Akkumulator bietet, auf größere Entfernungen und ohne Rücksicht auf dazwischenliegende Objekte übertragen können. Im Prinzip ist demnach die Erfindung als gelungen anzusehen, und wenn jetzt auch erst in einem



Albert Plisnier

Anfangsstadium, doch für die künftige Entwicklung des Fernsprechwesens von besonderer Bedeutung. In der Vorwoche wurde den beiden jungen Männern die Ehre zuteil, ihre Erfindung einer Anzahl von Fachmännern vorzuführen im botanischen Garten; doch diesmal nicht bloß zwischen zwei durch ein drittes Zimmer getrennte Räume, sondern auf einer Entfernung von etwa 100 Metern. Die Verf. de, ohne Draht von einem kleinen Häuschen nach einer auf einem Hügel errichteten provisorischen Station und umgekehrt durch Verwendung besonderer elektrischer Wellen zu sprechen, gelangen vollkommen. Die Staatsbehörden haben sich infolge dessen auch zur Förderung der Angelegenheit bereit erklärt.

Allerlei.

Eine seltsame Ueberraschung wurde einem alten Ehepaare in Paddington zuteil. Ihr einziger Sohn war vor einiger Zeit auf eine größere Fußwanderung gegangen, und man hatte nichts wieder von ihm gehört, als plötzlich bekannt wurde, daß man im Wasser die Leiche eines jungen Mannes gefunden habe. Die beiden Alten fürchteten, es könne sich um ihren Sohn handeln, und die Mutter fuhr an den Ort und erkannte in der Leiche den verlorenen Sohn; auf Anweisung der Behörde wurde ihr auch die Leiche übergeben, die die bestimmten Eltern am Sonnabend begruben. Als sie abends spät zu Bett gegangen waren, hörten sie plötzlich eine Stimme im Hausflur, die ihnen genau so wie die Stimme des totgeglaubten Sohnes klang. Die Frau stürzte aus dem Zimmer, und sah sich tatsächlich ihrem Sohne gegenüber, der soeben von seiner Wanderfahrt zurückgekehrt war.

Ueber die russische Beamtenwirtschaft

wird der Frankf. Ztg. geschrieben: Vor wenigen Tagen reiste ich von Moskau ab und zwar mit einem um Mitternacht abgehenden Expresszuge, der nur 1. Klasse führt. Meine umfangreichen Koffer wurden zur Wage gebracht, ich warte am Zahlhalter auf meinen Gepäckschein. Der diensttunende Beamte bezieht sich eine Weile mein Gepäc. „Sehen Sie“, sagt er dann, „Ihre Bagage wiegt annähernd 20 Pnd; wissen Sie, daß Sie beinahe 30 Rubel Ueberfracht zu zahlen haben?“ „Selbstverständlich!“ war meine Antwort. Der Beamte läßt sich nicht entnützen und fragt weiter, ob ich wirklich die Absicht habe, das viele Geld zu zahlen, „denn“, so sagt er wörtlich, „der Zug fällt ja doch, ob Ihre Koffer im Wagen sind oder nicht. Ich schlage Ihnen eine „Combinazio“ vor: 30 Rubel ist die Taxe. Davon zahlen Sie 10 Rubel der Staatsbahn, 10 Rubel zahlen Sie mir, die dritten 10 Rubel sollen Sie sparen. Auf diese Weise haben wir alle drei unseren Verdienst. Bei den heutigen schlechten Zeiten will ein jeder leben und zufrieden sein.“ Ich ließ mich indessen nicht herbei, seinen Wunsch zu erfüllen, sondern bestand darauf, die volle Summe zu entrichten. „Sie sind sicher ein Niemak (Deutscher)“, war seine Antwort und kopfschüttelnd ging er zum Schalter zurück mit dem Bemerkung: „Diese Deutschen! Solch eine Combinazio abzulehnen! Anderen Leuten das Brot wegzunehmen, das verstehen sie besser!“

Die Gefahr, lebendig begraben zu werden.

Der „Niederschleif. Ztg.“ wird von einem Lehrer geschrieben: Soeben lese ich, daß in La Crosse, im Staate Wisconsin, dieser Tage eine Frau nur mit knapper Not der schrecklichen Gefahr entgangen ist, lebendig begraben zu werden. Wie viel Unglückliche mögen schon erst im Grabe erwacht sein, von denen wir ihr schreckliches Ende nicht mehr erfahren. Es sei mir ein Bericht gestattet, der beweisen dürfte, daß solche Gefahr immerhin nicht zu den Seltenheiten gehört. Möchte dieser Bericht durch viele Zeitungen veröffentlicht werden; es wäre doch ein großer Segen, wenn dadurch auch nur ein Mensch vor einem so schrecklichen Ende bewahrt werden könnte. Meine Großmutter war gestorben, zwei Aerzte untersuchten sie und konstatierten den Tod. Mein Großvater glaubte es nicht, ließ sie büßten und reiben, die Aerzte blühten lächelnd zum Fenster hinaus. Jetzt zuckte sie mit den Augen! rief eins, jetzt habe ich es auch gesehen! ein anderes. Nun halfen die Aerzte auch mit, und bald schlug sie die Augen auf. Sie hatte große Angst ausgestanden, da sie erwartete, man würde sie in ein einfaches Gewölbe bringen, wo sie erstickern müsse. Mein Vater hat uns Kindern vielmals gebeten, wir möchten ihn doch ja nicht lebendig begraben lassen. Der weland Rator Bessert zu Geibsdorf, Kreis Laubau, bei welchem ich später von meinem 8. bis 17. Jahre Unterricht genossen, war als junger Mann scheinbar gestorben, das Grabgeleise war versammelt, man wollte eben den Sarg schließen, die Gloden wurden in der ganz nahen Kirche schon geläutet, da konnte er sich noch durch eine kleine Bewegung bemerklich machen. Das hatte er alles bei vollem Bewußtsein durchmachen müssen! — Er hat es später viele male erzählt. Zu Laubau lebte ein Kaufmann namens Ammendorf, den ich als Kind kennen gelernt habe. Er war gestorben; man legte ihn an einen abgelegenen Ort. Gegen Abend kam er wieder in die Stube hereinpaziert. — Das sind drei Fälle, welche ich bezeugen kann. In den Zeitungen aber liest man zuweilen ähnliche Berichte. 3. B. las ich: Ein Kind war scheinbar gestorben, die Mutter desselben glaubte es nicht; sie behielt es wochenlang bei sich, nahm es des nachts mit in ihr Bett. Nach Wochen schlug das Kind wirklich die Augen wieder auf. — Eine Dame wurde begraben, der Totengräber hatte einen kostbaren Ring an ihrem Finger bemerkt, den wollte er sich in der Nacht aneignen. Er stieg in die Gruft hinab, öffnete den Sarg, und da er den Ring vom steifen Finger nicht abziehen konnte, wollte er den Finger abschneiden, da richtete sich die Dame auf; entsezt floh er! Die Dame stieg nun an der Leiter, welche jener in seiner Angst begreiflicherweise nicht mitgenommen, hinauf und klopfte dann an der Pastorwohnung an, wo sie, nachdem der erste Schreck überwunden war, fräuliche Aufnahme fand. Diese wenigen Beispiele dürften mahnen, bei jedem Todesfalle die äußerste Vorsicht anzuwenden, damit nicht ein Mensch lebendig begraben werden möchte. Von großer Wichtigkeit dürfte es sein, zu erfahren, wie man sich überzeugen könne, daß bei einem Menschen wirklich der Tod eingetreten ist. Ein Arzt sagte: „Wenn man bei einem lebenden Menschen zwischen den geschlossenen Fingern einer Hand nach einem hellen Lichte schaue, so sehe man an den Rändern der Finger einen farbigen Schein, was bei einer Leiche nicht der Fall sei.“

Briefkasten.

Nach Hattingen. 1. Ob Sie mit einer Ehescheidungsklage Erfolg haben werden, ist uns zweifelhaft. Die Klage ist am Landgerichte anhängig zu machen, bei dem Sie auch die Bewilligung des Armenrechtes beantragen müssen. Zu 2. Ihr Mann muß Ihnen soviel Möbel lassen, als Sie zur Führung eines besonderen Haushaltes nötig haben, vorausgesetzt, daß ihm die Möbel entbehrlich sind. Zu 3. Wenden Sie sich wegen des Kindes an das Vormundschaftsgericht.

E. Hahlinghausen. Unterbleibt die Ehescheidung, so kann jeder Verlobter von dem anderen die Herausgabe desjenigen, was er ihm geschenkt oder zum Zeichen des Verlobnisses gegeben hat, fordern. Briefe und Postkarten können nicht zurückverlangt werden.

Herzlich duftet und schmeckt jeder Kuchen, wenn die Hausfrau zu seiner Herstellung M o h r a = Margarine verwendet hat. Die in jedem Lebensmittelgeschäft käufliche „Mohra“ eignet sich nämlich gerade zum Kuchenbacken in ganz hervorragender Weise, weil die zu ihrer Anfertigung verwendeten erlaßlichen, mit Milch und süßer Sahne verbutterten Rohmaterialien den Backprozeß eben so günstig, wie Naturbutter, beeinflussen. Dazu kommt, was für jede Hausfrau von Wichtigkeit ist, daß Mohra sich im Gebrauche viel billiger als Naturbutter stellt

einem Hofe
nieren aus
den Arden
werde. Die
seses in
Bergarbei
der Regie
werde die
nicht ein
arbeiter
gen die
Eingaben
bei den
Kaiserlich
ost Ver
wegen M
sendung
nennung
und d
Es ent
auch d
Bestellu
über Un
triebe, M
am Scha
teillate
der Eing
erfolgen
mo Ber
Wohl- od
terliche
Telegr
Ueb
Nichter
fugung:
rührung
Unler
zu gesch
ist, die
Verleidi
gung der
von dem
schiff de
ständig
Der
bung in
Diese er
die unter
aus Arm
die Ver
örtet ha
kosten
Kontinen
durch ih
len, dah
einem er
Umort
kommen
nehmen
sache de
meisters
Nachtsan
erforder
gon jäh
werden
hielt sie
linge. G
faltete u
hat sich
den Um
es ihnen
geboten
„Er
die Bra
gezwung
Es ist e
verlöhnt
nannte
Seinen
mühte v
Zeit ton
borg lag
wenn er
vor ein
In
Straße
waffnet
gentlich
aber de
hen dri
laufen,
Behörde
heren.
Es
Schatten
reiten
einem
es wiede
ner Sch
Buren.
oder wo
warne
mte B
den Be
ermüde
den Co
er es w

Als die erste Freude darüber war, fragten die beiden Schwestern in Stille an, wanne für die Zukunft zu machen. Du müßtest sofort alle Anordnungen aufgeben, entsetzt. „Du, wanne müßtest du, „Organisierte“ keine Stelle kündigen.“ „Der arme Organisierte“, sagte sie, „er wird sich gewiß darüber freuen, wenn er hat seine Pflichten stets nur ungenügend erfüllt.“

„Gott sei gedankt, die Sorge um das tägliche Brot hat doch nun aufgehört“, warf Frau Willibrod ein, und der kleine Schatz, der sonst auf ihrem kleinen Tisch lagerte, war glücklich verschwunden.

„Aber wo soll der Organisierte bleiben, und was werden die Leute von ihm denken? Er kann doch nicht plötzlich um auf unangesehene Weise verschwinden“, rief Selene heftig. Sie hatte in ihrem Geiste ihre Worte nicht be- nach und endlich schloß, als die Mutter sich mit einem schweren Entschluß in der Seele zurückzuziehen.

„D, Mutter, vergib mir, ich bedaure nicht, was ich sagte“, tief Selene und schloß glücklich den Arm um den Hals der geliebten Mutter.

„Ich weiß, mein Kind, Du wärest nicht absichtlich traurige Erinnerungen in mir erwecken, aber Du darfst nicht, wie lebhaft mit jener Erinnerung noch vor Augen steht. Ich bin nicht mehr davon reden, noch mit irgend etwas Anderem von der Vergangenheit. Aber ich will noch über Dir? Du sagst doch, daß die Hälfte des Vermögens Dir ver- macht sei, wer bekommt die andere Hälfte?“

„Uns ist die Entscheidung verfallen“, verbeugte Selene. „Dann erst nach dem Tode des Organisierten?“ rief Frau Willibrod in ihrem Entsetzen. „Aber ist es? Wo kommt er her? Was weißt Du von ihm?“

„Gedachte Gott! Ich hatte ganz vergessen, daß mein Bruder Oswald blieb. Jetzt —“ „Die halbe, die ich Schuppen fiel es ihr von den Augen — sie erinnerte sich der aufstehenden Möglichkeit des jungen Kammerdieners, den sie vor längerer Zeit in der Gesellschaft getroffen hatte. Was sollte das bedeuten?“

„Ich traf einen Herrn Oswald noch beim Sommerfeste rat wurde“, sagte sie dann laut, „und Bertha sagte mir, es sei der Adoptivsohn des reichen Kammerdieners; das ist alles, was ich von ihm weiß.“ Sie schloß, in der Gegenwart ihrer leicht erregbaren Mutter von der aufstehenden Mög- lichkeit zu sprechen; aber sie sollte sich auf einen niedrigen Schreiner und bei sich selbst:

„Wahrscheinlich Du mir nicht die Eingebildeten jenes traurigen Ereignisses erzählen, liebe Mutter? Ich war damals noch so klein, daß ich mich kaum noch der eintönigen Tatsache entsinnen kann, und späterhin wurde in meiner Bege- gung nie mehr davon gesprochen.“

„Es ist wenig davon zu sagen, mein Kind. Ihr beide — er war ja Dein Zwillingsbruder — hattet kaum das zehnte Lebensjahr überschritten, als eine arme, unbekante Dame, ebenfalls mit Namen, sich in unserer Wohnung nieder- ließ. Niemand kannte sie, aber sie schienen treu und ehr- lich; wenigstens erweckten sie keinen Verdacht. Die Frau gewann das Vertrauen unserer Mütter, die sie aus Mitleid in unserer Stube beherbergte. Der Mann fand Arbeit bei anderen Gasten. Beide schienen unseren Interessen, stehen Oswald sehr gern zu haben. Doch eines Morgens war mein geliebtes Kind plötzlich verschwunden. Ihr beide schließt in meinem Mitleidsgeheim, dessen Tür zu meinem Schicksal nicht offen stand. Ihr konnten an jenen Abend erst gegen Mitternacht aus einer Gesellschaft zurück, ich legte meine Diamanten und meine Schmuckstücke auf den Tisch in meinem Mitleidsgeheim und überlegte mich, daß ihr beide im selben Schicksal laßt. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, Selene, daß nichts unversucht blieb, eine Spur von dem verschwundenen Mädchen zu entdecken. Dein armer Vater und ich verzweifeln fast vor tiefem Muth. Endlich fand man sein schwaches Gemüthchen, welches er tags zuvor getragen hatte, am Rande des Mühlbaches, der

an jener Stelle sehr fest und tief war. Ihr müßten an- nehmen, er sei dort ertrunken, obgleich seine Leiche nicht ge- funden und wir nicht begreifen konnten, wie er in der Nacht dorthin gekommen sein könnte.

„Die ganze Nacht hindurch stand ich bei der Stube über dieses Unglück in der größten Aufregung. Meinem adleren darauf, daß ich seinen Schicksal die Ursache dieses ebenfalls spurlos verschwunden waren. Sobald es bekannt wurde, schloß die Polizei nach der Leiche; aber über vergebens. Ihr müßten die Hölle der geliebtesten Detektivs in Anspruch, der jedoch hohe Belohnungen, aber die Leiche blieben verschwunden und das Geheimnis unau- gefasst.“

„Glaube Du nicht, Mutter, daß der arme kleine Knabe während der warmen Sommermonate aufgefunden, sich allein die Spur nach der Person gewiesen habe und noch dem Braut gewandt sei? Er war doch unangenehm, noch für sein Alter und seine oft allein im Garten“, warf Frau ein.

„Diese Vermutung wurde in unserer Nachbarschaft wohl angenommen, aber in meinem Geiste fand die Ueber- zeugung fest, daß die Leiche eines Kindes mit dem Verschwinden des Mannes in Verbindung standen.“

„Mutter, zur gleichen Zeit auch Deine Schmuckstücke verschollen“, jedoch bei der größten Mühe in der Stadt, besonders aber in meinem kleinen Schreiner vermisst ich die Schmuckstücke erst vier Wochen später; jedenfalls waren sie schon lange verschwunden.“

„Ich mein kleiner Bruder mit sehr ähnlich?“ fragte Selene in jammervoller Erwägung. „Du hast Dich selbst übergeben.“ Die Mutter öffnete bei diesen Worten ein kleines, goldenes Medaillon, welches sie stets an einem Ketten um den Hals trug und sich nie davon trennte. Zwei kleine Steinergestalten, ein Knabe und ein Mädchen — hielt sie der erwartungslosen Tochter entgegen; beide zum Verwechseln ähnlich. Selene hatte noch die wunderbare bunte Augen, das schwarze Haar, wie vor langen Jahren auf seinem Stuhl, und viele aufstrebende Möglichkeit hatte sie noch ganz deutlich vor ganz kurzer Zeit bei dem Kammerdiener gesehen.

(Schluß folgt.)

Durch Sturm und Not.

Eine Dichtung von M. G. H. H.

(Schluß folgt.)

Gewiß, sie sah alles ein. Der alte Herr hatte nicht nötig, so eine lange Rede zu halten. Sie hatte ja nie be- rathen, daß der Majoratsherr sie, die arme, kleine Stütze, auf sein Schicksal führen konnte. Sie war freilich auch aus einer guten Familie, und ihr Vater be- trachtete eine hohe Stellung im Staate, aber eben darum hatte sie sich wohl nie Mühe genommen. Man hatte sie von Jugend auf die Pflichten des Standes verlehren ge- lehrt, die Pflicht des künftigen Majoratsheeren muß von selbst sein, sonst verliert er das Majorat.

Sie war sehr stolz, als Graf Erwin ihr schied. Sie legte ihre kleine Hand in seine, sie sprachen kein Wort mehr, sie stützten sich auf vollen Rücken ihrer Umge- bung; denn alle wußten von dem Schicksal, das sich an dem Grafen und dem Majoratsherrn abgespielt hatte, bis aus dem Spiel alle Kraft wurde und die Freundschaft mit ei- nem Abschlag zerbrach.

Sie erfuhr, daß er von der Landstraße noch ein- mal herauf. Sie hatte das Gefühl, daß sie sich ihm näherte. Ihre traurigen Augen wußten sich noch einmal zu- rück. Graf Erwin wird eine Erbschaft annehmen, Graf- reich, England bis dahin nach ihrer Art, er wird Land- und Leute kennen lernen, reiche Erbschaften sammeln. Vielleicht wird er darüber das eigene Leid vergessen, und wenn er zurückkommt, vielleicht schon unterwegs, wird es

noch nach der Frau umgeben, die reich und vornehm genug ist, um sie als Herrin in das Majoratshaus zu führen. Sie arbeitet und nach, sie hat sich durch Mühen und Sorgen zu betheiligen. Aber mitten in der Stille fühlen sich ihre Augen mit Tränen, und sie betet um Gott, die Trennung zu tragen.

Einer nach dem anderen kommt ins Haus ihrer Eltern, und sie reden von guten Partien, und daß es doch an der Zeit sei.

Aber was soll sie traurig den Kopf. Sie weiß, daß Graf Erwin sich nicht selbst geschätzt, daß er für keinen Namen, keine Familie leben muß, von der verlangt keiner die Pflichten. Darf sie bei ihm einen, den sie lieb hatte, nicht gelassen, will sie nur ihrer Stille leben.

Sie verstand keine Stelle mit großem Interesse. Man tritt er auf der „Bühne“, die höchst ihres Alters an. Die Gesellschaften fanden um die Häuser, ein solches Ge- heimnis, die hinter den schwebenden Vorhängen, die Sonne verstrahlt sich hinter den schwebenden Vorhängen, und die Gegenwart verflücht die letzten Stunden glücklichen Lebens ins Grab.

Mit tieferer Hand griff sie abwärts nach der Zeit- ung und suchte die Schrift zu lesen. „Die „Jugend“ ist im Jenseit auf ein Pfad geraten.“ Es war um die Zeit, als sie die Zeit in ihrer Hand. Sie wußte nicht, sie lag nicht, es muß auch was ertragen werden, sie verbeugt ihre Schritte, sie weiß, daß sie keinen Schritt mehr machen kann. Sie hat es ertragen, fern von ihm zu leben, sie hat für sein Glück geteilt, aber eine Weile, in der er nicht mehr kommt, erscheint ihr der Tod. So kam sie doch noch von ihm hören, und sie wußte, daß er sich freuen würde, wenn es ihr gelang, durch die Stille ihre Liebe zu überwinden.

Aber hat, hat! Sie lebte wie in einem buntem Traum hin. Ihr die Zeit hatte noch Interesse für sie, sie konnte nach der Stille der Welt. Und eines Tages las sie seinen Namen kommen, er hatte sich mit einigen Schicksalsgegnern auf eine „Fest- stellung“ geeinigt, und ein wunderbares Schicksal hatte ent- schieden die Schicksalsgegnern aufgenommen. Aber er war krank, sehr krank. Am nächsten Tag hatte sie ihn aus dem Leben geholt, und es war wohl lange danach, bis er gesundet. Sie kannte, daß er lebte und glückliche um sein Leben!

Und eines Tages hörte sie durch die gemeinsamen Be- kannten, daß er auf der Seinerreise begraben ist. Größtens noch ins Land. Die ersten grünen Salme hoben sich über das Meer. Die Dampfer in Flan, ein- sie legte ein weißes Kleid an und ging in die Stille und betete. Und danach hatte sie ihre Schritte zu über auf und machte, machte. Ihre Augen glühten, und ihr Mund schloß, und sie machte ein sonderbares Gesicht. Da klopfte es an ihrer Tür. Ihre Schritte bebten, als sie ihn herein rief. Sie wußte ja, daß er kommen würde, nach all dem Leid mußten sie sich noch einmal sehen.

Er war bleich und blickte gewöhnlich, und über die Stirn zog sich eine tiefe Furchung. Aber die Augen blickten sie noch mit der alten Liebe an, nicht, mit einer reinen, tiefen Liebe, die in der Prüfung bestanden war.

„Gott!“

„Was, willst du mein sein?“

Sie erwiderte sich seinen Namen und sah ihn mit ihrem schmerzlichen Blick an. „Erwin, und das Majorat?“

Er erwiderte und fragte ihren Blick. „Was, wenn man den Himmel offen gesehen und das Leben verloren gegeben hat, fragt man nicht mehr nach den Dingen der Welt. Das Majorat kann auch andere verwirren, nie n- sind kann kein anderer für mich tragen. Was, es ist in all- so müde, viele irdische Größe. Ich würde in all dem Glanze doch nie aufstehen sein. Ich habe es empfunden, als ich glaubte zu sterben. Da habe ich nicht um mein

leben, nicht um das Gut gekümmert, nur um Dich, was, und doch ist so unendlich geteilt und keinem Menschen das Glück gebracht hatte.“

Sie sprach leise in der Stille. „Ich wußte, daß du in dem Augenblick an mich denkst und zu mir zurückkehren wirst.“, sagte sie leise.

Und sie lebten nicht mehr voneinander. Vergebens suchten die guten Freunde ihn an seine „Pflicht“ gegen das Majorat.

„In unangenehme des Todes habe ich erlitten, wo mein Pflichten liegt“, befragte er. Ein traurig-glückliches Ge- heimnis lag nicht auf seinen Lippen auf.“

Und er konnte sich ein beständiges Sein an etwas setzen auf, und wenn der Sturm durch das Land brauste, konnten sie an den Tag der Zeit, der ihn die höchste Mühe- heit des Menschseins, die Liebe, geküßt und die Hände, die getrennt waren, wieder vereint hatte.

Das Jambou-Schiff.
Novelle von E. M. G. W.

(Nachdruck verboten.)

Ein paar Stunden vom Lande entfernt, da liegt in der Gegend ein großer Bauernhof. Seit unendlichen Jah- ren ist er im Besitz einer von Jambou. Der Majoratsherr des letzten Besitzers war ein sonderbarer Mann, ein weltreim- der Mann gewesen.

Seine Frau war ihm nach britischer Art gekleidet, den einzigen Sohn hatte er draußen in die Welt gegeben, wo er hindern sollte. Er wollte ihn immer haben, da er seiner Mutter das Leben geliebt.

So lebte der alte Jambou allein unter seinem Ge- sinde. Der Hof war in bester Ordnung. Eines Tages kamen seine Schwester zu ihm. Eine Schwester sollte gekannt werden und wurde durch des Bauerns Hand.

Der wollte nicht. Er hielt die Schwester für eine Teu- felskinder und ein Ungeheuer. Doch als man ihm 50 000, 100 000 und zuletzt gar 150 000 Taler bot, da ließte das viele Geld über den Kopf des Mannes. Er nahm die 150 000 Taler und gab ein großes Schiff Land besitz.

Das Geld vergrub er. Unter der großen Erde am Bauernhof bettete er es sorgsam in einer kleineren Stille in die Erde. Da sollte es liegen bleiben, bis seiner bedurft wurde.

Mehrere Jahre später bekam der alte von Jambou plö- lich auf dem Wege, als er eine Jagd ausging, einen Schlaganfall. Man brachte ihn nach Hause, besorgte ihm den Tod, doch er war krank, war der alte Jambou verstorben, ohne recht gut 84 minna gekommen zu sein.

Der Sohn, der sich in der Stadt vertrieben hatte, übernahm das Gut, das in besserer Lage stand. Er suchte eine Stellung nach dem Tode, das für die Landstraße gekauft war; aber er fand es nicht. So ergab er sich dem baren, denn zur Bewirtschaftung des großen Gutes war genügend Geld vorhanden.

Nicht so gut standen die Verhältnisse jetzt unter der Geschickte. Der Handel des Glückseligen, Geld von Jambou kam mit dem Tode, das er hatte, nicht aus. Er hatte im letzten Jahre durch Spekulationen große Summen ver- loren und sein Gut befand sich in Gefahr von Sypheiden. fast ganz in Händen eines Bankers in Köln.

Der letzte Bankier hatte einen 26 jährigen Sohn, der deutlich war und eine 19 jährige Tochter. Letztere unter- hielt ein Liebesverhältnis mit dem Sohne eines holländischen Gutsherrn. Ihr Vater sah den Verfall nicht gerne, hatte der junge Mann als Bankier doch keine besonders glänzende Lebensstellung. Zwar adelich war Geld von Jambou nicht, aber er wollte keine Tochter, die er sehr liebte, ein glückliches Los bereitet wolle. Da wußte, das Jambou den nicht von dem Verfall lassen wollte, dachte er ein- fluge zu und ließ sie gewöhnen — bis heute.

unter Resolution wurden die arbeiterfreundlichen Abgeordneten aufgefordert, das Gesetz abzulehnen, wenn den Arbeitern ein angemessener Einfluss nicht zugestanden werde. Die Regierung wurde ersucht, bei Annahme des Gesetzes in der Fassung der Kommission diesem ihre Zustimmung zu versagen, wenn sie nicht jedes Vertrauen in der Bergarbeiterchaft verlieren wolle. Das seit Jahren von der Regierung den Bergarbeitern gegebene Versprechen werde durch Zustimmung zu den Kommissionsbeschlüssen nicht eingelöst! — In Versammlungen des alten Bergarbeiterverbandes wurde gleichfalls eine Entschließung gegen die Kommissionsbeschlüsse angenommen.

Sokales.

Von dem korrespondierenden Publikum werden vielfach Eingaben über Angelegenheiten des laufenden Betriebsdienstes bei den Post- und Telegraphenämtern unmittelbar an die Kaiserliche Oberpostdirektion gerichtet. Hieraus ergeben sich oft Verzögerungen, insbesondere wenn es sich um Anträge wegen Abholung, Nachsendung oder Zurückziehung von Postsendungen und Telegrammen, sowie um Anzeigen über Wohnungswechsel, veränderte Firmenbezeichnung und Vollmachten-erteilung handelt, weil für diese Angelegenheiten die Post- und Telegraphenämter ausschließlich zuständig sind. Es empfiehlt sich daher, sowohl derartige Anträge als auch Beschwerden über Verlust, verzögerte Beförderung oder Bestimmung von Postsendungen, Telegrammen und Telegrammen, über Unregelmäßigkeiten und Störungen im Fernsprechnetz, über den Verkehr der Beamten mit dem Publikum am Schalter oder am Fernsprecher zunächst stets an das zuständige Post- oder Telegraphenamt zu richten. Die Erledigung der Eingaben wird alsdann in der Regel wesentlich schneller erfolgen können. Selbstverständlich würde in allen Fällen, wo Veranlassung vorliegt, gegen den Bescheid eines Post- oder Telegraphenamtes Berufung einzulegen, die Kaiserliche Oberpostdirektion als Aufsichtsbehörde der Post- und Telegraphenämter anzurufen sein.

Ueber die Notwendigkeit deutlicher Schreibens der Richter sagt der neue preussische Justizminister in einer Verfügung: „In landgerichtlichen Zivilprozessen, die infolge der Veranlassung der höheren Justiz gelangen, führt nicht selten die Unklarheit der bei den Urteilen befindlichen Urteilsurkunde zu geschäftlichen Unzulänglichkeiten. Diese Unklarheit gibt zu dem Hinweis Anlass, daß es die Pflicht der Urteilsverfasser ist, die Urtschrift in leserlicher Form herzustellen. Sollte die Leserlichkeit Bedenken erregen, so ist, falls nicht die Einlegung der Berufung gegen das Urteil ausgeschlossen erscheint, von dem Vorsitzenden die Anfertigung einer beglaubigten Abschrift des Urteils anzuordnen.“ Die Kosten trägt selbstverständlich die Staatskasse.

Der Bahnbau Blankenstein-Bössel mit Einmündung in die Staatsbahn Hattingen-Barmen ist gesichert. Diese erfreuliche Tatsache ist das Ergebnis einer Beratung, die unter dem Vorsitz des Herrn Regierungspräsidenten aus Arnsberg im Rathause zu Hagen stattfand. Nachdem die Versammlung die einschlägigen Fragen eingehend erörtert hatte, wurde beschlossen, die Bahn auf G e m e i n d e Kosten zu bauen und die Bau- und Betriebsleitung der Kontinentalen Gesellschaft in Berlin zu übertragen, die sich durch ihren Vertreter verpflichtete, so viel Miete zu zahlen, daß die Zinsen des Baukapitals gedeckt werden; von einem evtl. Betriebsgewinn fällt den Gemeinden, denen die Amortisation obliegt, ein Drittel zu. Die Gemeinden bekommen also die Eisenbahn, ohne die Zinsgarantie übernehmen zu müssen. Der endliche Erfolg ist in der Hauptsache den unermüdbaren Bestrebungen des Baugewerksmeisters Aug. Hummelsteyn zu verdanken; im Verein mit Rechtsanwalt Dr. Cremer-Hagen ist es ihm gelungen, die erforderlichen Verpfändungsscheine für 16 000 Doppelwagen jährlich, die auf der Strecke zur Verladung gebracht werden sollen, zusammenzubringen, wodurch die Rentabilität

der Bahn gesichert ist. Hoffentlich werden nun zugutegelegt die Gemeinden nicht-Nein sagen.

Der Eichmeister Schönebeck aus Gevelsberg wird am 8. und 9. Mai dieses Jahres in der Gemeinde Haxlinghausen, und am 10. Mai dieses Jahres in der Gemeinde Hiddinghausen 1 eine Maß- und Gewichtssrevision vornehmen. Die Interessenten werden gut tun, ihre Maße und Gewichte, soweit ihnen deren Richtigkeit zweifelhaft erscheint, vorher eichamtlich prüfen zu lassen.

Nach Eger in Böhmen, dorthin, wo am 25. Februar 1834 der Feldmarschall Wallenstein ermordet wurde, reist ein Haxlinghauser Polizeibeamter. Veranlassung dazu gibt der Transport eines österreichischen Defekturs, des 37 Jahre alten Badergesellen Thomas Grafenauer in Haxlinghausen, der auf Veranlassung seines früheren Regiments ausgeliefert wird.

Eine originelle Postkarte ist der Haxlinghauser Krankenkasse von einem biedereren Böhmiaken zugegangen. Wenn der Sinn der Worte, deren Schrift den Schreibversuchen eines Fünfjährigen ähnelt, auch dunkel ist, so wollen wir sie unseren Lesern doch nicht vorenthalten. Die Karte lautet: Wollgeborenen Herrn Krankenkasse Vorstand. Da ich von Legten Meines Verthebens Schreibens ersucht an Ihnen höchlichst Angefragt habe Vor Licht tgen Um mir den Krankenkasse Bescheinigung zuzuschicken Wollten gefälligst zugenlassen Ich Biete Si höchlichst noch einmal Auffodre um zu Wissen Als was für ein grund Umkünde halbe Si mir bei Solchen Verlegenheit gebracht und in Ungnade verlassen Unerhört Wordenbin von End und mir Leider in meiner Not Kein Gehör geschenkt haben zu diesmal wal Ich fileidht Uebels nur ein Arbeiter bin deshalb gleich gestalt dem Ueberd werdenbiger beser gesagt auswerf for der Menschheit und dere geichnis ich nochmer Sich Denken Lest dächten Auffafen von Menschen Ere Würdigkeit nichtrechtit Uebel Has rasche Deussliche Tracht nach Hochmut des Bewußtseins.

Zur Beratung der Finanzierung der Straßenbahn Gevelsberg-Milse-Börde und Milse-Schwelm fand unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten Freiherrn von Coels von der Brüggen-Ansberg eine von den Bürgermeistern, Amtmännern und Vertretern der beteiligten Gemeinden stark besuchte Versammlung statt. Beide Straßen sollen gemeinschaftlich betrieben werden. Sie haben eine Gesamtlänge von 13,3 Kilometer, die Baukosten sind auf 689 000 Mark veranschlagt und die Betriebskosten auf 161 200 Mark. Die Kostenverteilung soll in der Weise erfolgen, daß Gevelsberg, Börde und Schwelm die Kosten entsprechend der auf ihr Gebiet entfallenden Gleislänge übernehmen. Schwelm übernimmt 1/4 und die Stadt Schwelm 1/2. Später sollen die Linien Gevelsberg-Gasse und die Schwelmer Bahn in das Unternehmen einbezogen werden, so daß von Gasse bis Schwelm ein einheitliches Netz vorhanden wäre. Sobald die Beschlussfassung der einzelnen Gemeinden in angemessenem Sinne erfolgt ist, soll die Konzessionserteilung erfolgen und alsdann der Bau sofort in Angriff genommen werden.

Die Landtags-Erstausswahl im Wahlkreise Hagen-Schwelm fand am vorigen Freitag in Hagen im Feilhauerischen Saale unter dem Vorsitz des Ersten Bürgermeisters Cuno, der als Königl. Wahlkommissar fungierte, statt. 653 Wahlmänner nahmen an der Abstimmung teil, und zwar wurden abgegeben für den freiwirtschaftlichen Kandidaten Genossenschaftsanwalt Dr. Hans Crüger 460 Stimmen und für den Kandidaten der nationalliberalen

Partei Professor Moldenhauer 193 Stimmen. Für die Reichstagswahl haben die Nationalliberalen ebenfalls Dr. Moldenhauer aufgestellt, während die Freisinnigen Hagens ersten Bürgermeister Cuno auf den Schild erhoben haben. Die Sozialdemokraten treten für Max König ein.

Uebersicht

über die an den Hauptmarkorten Deutschlands in der letzten Woche gezahlten Getreidepreise.

Die Preise sind in Mark für 50 kg Schlachtgewicht bezw. Lebendgewicht (1 bedeutet Lebendgewicht) angegeben. Die erste Zahl bezeichnet den niedrigsten, die zweite den höchsten für die betr. Viehgattung gezahlten Preis.

	Rindvieh		Schaf u. Ziegen	
	Großvieh	Kälber	Hammer	Schweine
Aachen	53-75	60-102	78-84	74-77
Bamern	66-74	78-85	—	72-75
Berlin	50-75	56-92	55-77	66-72
Bremen	50-77	70-105	75-85	65-73
Breslau	55-71	37-48 1	58-76	57-70
Bromberg	24-34 1	30-45 1	23-33 1	48-52 1
Chemnitz	54-75	40-55 1	33-39 1	66-74 1
Dortmund	55-74	40-53 1	80-85	68-77
Dresden	50-80	73-87	70-82	69-81
Erfurt	60-78	80-100	68-73	64-74
Essen	57-75	40-70	—	65-75
Frankfurt a. Main	44-77	61-93	70-80	71-78
Hamburg	53-75	66-115	62-82	66-72
Hannover	64-76	70-95	60-83	65-76
Köln	70-72	—	—	45-52 1
Kiel	48-72	54-92	—	42-57 1
Köln am Rhein	63-77	64-98	78-88	67-77
Leipzig	48-78	42-56 1	35-41 1	67-75
Magdeburg	20-40 1	28-58 1	28-38 1	61-73
Münster	60-78	88-93	—	76-80
Mannheim	50-82	80-95	70-80	76-78
Münsterberg	30-41 1	54-68	55-70	62-78
Siebeln	—	52-74	—	68-72
Wien	50-80	44-51 1	80-82	70-78

Merlei.

Unterstützung einer deutschen Mädchenschule in Smyrna. Der deutsche Reichsminister hat dem Schulpfand der Deutschen Kolonie zur Fortführung der deutschen Mädchenschule der Kaiserwerther Diakonissen den Betrag von 5000 Mark überwiesen.

Die Voruntersuchung gegen den Raubmörder Hennig ist bereits so weit gediehen, daß die Verhandlung vor dem Schwurgericht Potsdam bereits im Mai stattfinden kann.

Ein raffinierter Schwindel wurde von einem 15jährigen Burlesken in Berlin ausgeführt. Der Junge erschien in einer Baderfiliale und überreichte der Verkäuferin einen Brief, in dem diese aufgefordert wurde, wegen plötzlicher Erkrankung der Meisterin nach dem Hauptgeschäft zu kommen und den Verkauf im Zweiggeschäft dem Ueberbringer dieses Schreibens zu überlassen. Das Mädchen ging darauf ein, um im Hauptgeschäft zu erfahren, daß sie einem Schwindler zum Opfer gefallen war. Dieser hatte sich inzwischen mit der Ledentasse entfernt.

Die nervenranke Frau eines Universitätsprofessors in Halle a. d. Saale erhängte ihre beiden kleinen Kinder und vergiftete sich hierauf.

Eine Wettfahrt zwischen einem Luftballon und einem Automobil fand von Berlin bis Reichensbach in Sachsen statt. Trotdem der Wagen besonders durch Wälder und Flüsse oft sehr behindert wurde und hohe Umwege machen mußte, traf er fast gleichzeitig mit dem Ballon ein.

Deutsch zu reden, hat der Abgeordnete Brinkmann im Schaumburgischen Landtage den Abg. Dr. Kütz, der in der Erörterung wiederholt fremdsprachliche Zitate anwandte. Er und verschiedene andere Abgeordnete hätten nur eine Dankschuld bezeugt und verstanden nur Deutsch. In deutscher Sprache lasse sich auch daselbst sagen. Abg. Dr. Kütz sah das ein und versprach, sich in Zukunft des Gebrauchs von Fremdwörtern möglichst enthalten zu wollen.

Waffenhehlerei und Patronen diebstahl. Verurteilung des Gerichtsherrn wurde in erneuter Verhandlung vor dem Oberkriegsgerichte Posen der Sergeant Drowa wegen Waffenhehlerei zu 43 und Unteroffizier Brauch zu 42 Tagen Gefängnis und Degradation verurteilt. Wie nachträglich festgestellt ist, wurden aus der Kaserne des 6. Grenadier-Regiments 13 000 Schärfe Patronen mittelst Einbruches gestohlen.

Der russische Fürst Kotschubew, der wegen Mißhandlung des Dresdener Hotelportiers Müller zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, ist jetzt weiter zur Zahlung einer jährlichen Rente von 1520 Mark an den körperlich Geschädigten verurteilt worden.

Im Zuchthause zu Ratibor in Oberschlesien zog der wegen auffälligen Benehmens dem Direktor vorgeführte Strafgefangene Maier plötzlich ein Schälmeßer hervor und verletzte dem Oberaufseher mehrere Stiche. Bei der Ueberwältigung wurde M. schwer verletzt.

Gruben-Engländer. Auf der Heintgrube zu Beuthen erlitten sieben Bergleute Arm- und Beinbrüche dadurch, daß die Förderseile fünf Meter zu tief in den Schacht führten.

Damit der durch Hunger und Not verursachten Säuglingssterblichkeit vorgebeugt werde, speiste Frau Coulet in Paris stillose Mütter mittags und abends kostenlos. Die Idee fand bald Anklang, so daß auch andere sich an diesem Werke der Barmherzigkeit beteiligten. Aus dem ersten derartigen Speisehause sind jetzt bereits drei geworden, in denen bis jetzt 12 000 Mahlzeiten verabreicht wurden.

In der Kirche zu Quisson (Frankreich) stürzte gestern eine Glode auf die Straße herab. Ein Mann wurde getötet; mehrere wurden verletzt.

hielt sie die Nachricht von der Wiederergriffung der Flüchtlinge. Seine Hand zitterte, als er das Blatt auseinanderfaltete und den folgenden Bericht las: „Unsere Vermutung hat sich bestätigt. Die entpangenen Sträflinge haben in den Untirarabergen Zuflucht gesucht, deren dichte Wälder es ihnen wohl noch eine Weile gestatten werden, der aufgebotenen Polizeimacht Trost zu bieten.“

Erst gestern sind sie wieder während der Abwesenheit des Besitzers in einen Pachtthof eingedrungen und haben die Frau und die Töchter des Farmers durch Drohungen gezwungen, ihnen alle vorhandenen Waffen auszuliefern. Es ist ein Wunder, daß sie nicht abermals eine Mordtat verübten.“

Kalter Schweiß stand auf Fannings Stirn. Der genannte Einbruch war erst am gestrigen Tage geschehen. Seinen Freunden in Fredensborg drohte Gefahr, — er mußte unverzüglich hin. Aber — würde er noch zu rechter Zeit kommen? Die Uhr zeigte die dritte Stunde, Fredensborg lag fünfunddreißig Meilen von Lamport entfernt, — wenn er also auch im schärfsten Trabe ritt, konnte er nicht vor einbrechender Nacht dorthin.

In fünf Minuten war er zu Pferde und jagte die Straße hinab. Unterwegs fiel ihm ein, daß er unbewaffnet sei, — in diesem Teil des Landes war es eigentlich nicht nötig einen Revolver bei sich zu führen, aber bei seinem jetzigen Unternehmen hätte er eines solchen dringend bedurft. Leider konnte er sich auch keinen kaufen, denn dazu mußte er erst wieder die Erlaubnis der Behörde einholen und er wollte doch keine Minute verlieren. So trabte er denn weiter.

Es war furchtbar heiß. Die Sonne glühte auf den schattenlosen, staubigen Weg herab, den Fanning zu durchreiten hatte, ehe er die bewaldeten Hügel erreichte. An einem kleinen Wirtshaus hielt er kurze Rast, dann ging es wieder vorwärts. Einmal erblickte er seitwärts in eines Schlucht, etwa zwei Meilen entfernt, das Haus eines Buren. Sollte er den Umweg machen, sich dort eine Waffe oder wenigstens ein frisches Pferd leihen, und die Insassen warnen? Die Vorsicht riet ihm davon ab, — nur keine Minute Verzögerung! Weiter, weiter!

Bei Sonnenuntergang befand sich Fanning mitten in den Bergen. Er gönnte seinem Pferde, das Spuren von Ermüdung zeigte, eine kurze Ruhepause, indem er ihm den Sattel abnahm und es grasen ließ, dann aber trieb er es wieder zu verdoppelter Eile an.

Der Pfad war schlecht genug, denn stellenweise ver-

engte er sich, zu einem Hohlweg, der, mit dichtem Gestrüpp umsäumt, wie zu einem räuberischen Hinterhalt geschaffen schien. Die Sonne war untergegangen; nur ein dunkel glühendes Rot färbte noch den Horizont und die äußersten Spitzen der höher gelegenen Berge. Durch die Stille des Abends vernahm man das bellende Geschrei der Paviane, die in ganzen Reihen auf den zerklüfteten Felsen hockten, und halb erschreckt, halb zornig die Nähe ihres Feindes, des Menschen witterten und hoch oben in den Lüften freisten zwei schwarze Lämmergeier, mit heiserem Krächzen ihrem Neste zusitzend.

Die Nacht brach rasch ein, denn unter dem südlichen Kreuz gibt es keine Dämmerung; immer tiefer, immer geheimnisvoller war das Schweigen der Natur und unter dem Eindruck dieser lautlosen Stille erwachte Fannings Besorgnis mit zehnfacher Stärke. Die grausigen Einzelheiten der blutigen Mordtaten, von denen er gelesen, traten ihm mit erschreckender Deutlichkeit vor die Augen und sein überreiztes Hirn malte sich die entsetzlichsten Dinge aus. Wie, wenn er doch zu spät kam? Waren die armen Frauen nicht hilflos den Händen dieser Schurken, dieser Teufel in Menschengestalt preisgegeben, die es nur darauf abgesehen hatten, noch so viele Schändlichkeiten wie möglich zu begehen, ehe die verdiente Strafe sie ereilte?

Weiter und weiter jagte er durch die Nacht dahin. An einer Stelle mußte er über den Fluß. Sein Pferd sträubte sich ins Wasser zu gehen, doch er brachte es dennoch glücklich ans jenseitige Ufer.

Der Weg wurde jetzt beschwerlicher wegen des Steingerölles und der vielen Bodenunebenheiten, aber Fanning ließ sich durch nichts aufhalten. Mächtig vernahm er dicht neben sich eine rauhe Stimme, die ihm in holländischer Sprache befahl, stehen zu bleiben.

Mit scharfem Auge um sich greifend, entdeckte er zwei Gestalten, eine große und eine etwas kleinere. Sie hatten sich ihm mitten in den Weg gestellt, als wollten sie ihn nicht vorbeilassen und da sich an beiden Seiten eine dichte, fast undurchdringliche Heide hinzog, so gab es kein Entkommen.

Es war nicht das erstemal, daß sich Fanning in so gefährlicher Lage befand, aber auch in diesem kritischen Moment ließ ihn seine vielgerühmte Kaltblütigkeit nicht im Stich.

(Fortsetzung folgt.)

